Baumgarten.

Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche.

DD218
.2.B34

3.29.09.

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

Division DD218

Section 2.B34

Hefte zur „Christlichen Welt“ Nr. 44

LIBRARY OF PRINCETON
MAR 29 1909
THEOLOGICAL SEMINARY.

Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche

zumeist nach eigenen Aeußerungen

dargestellt von

D. Otto Baumgarten
Professor in Kiel

In trinitate
robur

Tübingen
Freiburg i. B. und Leipzig
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1900

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen behält sich die Verlagsbuchhandlung vor.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

LIBRARY OF PRINCETON
MAR 29 1909
THEOLOGICAL SEMINARY.

„Er war gewiß kein Kirchenchrist, Manches konnte man vom Standpunkte einer evangelischen Gemeinde aus an ihm vermissen; aber daß seine innere Stellung zu Gott ein Stück seines Wesens war, durfte Niemand übersehen", schrieb D. Rade in der Christlichen Welt [1]), veranlaßt durch den unleugbar richtigen Eindruck, daß die meisten Gedächtnisreden auf den großen Kanzler, auch die Schulreden, wie die meisten ausführlichen Schilderungen seiner Persönlichkeit die religiöse Seite des Mannes geflissentlich übersehen. Darin liegt nun nicht bloß eine geschichtliche Fälschung, sondern auch eine Nichtachtung der Selbstbekenntnisse des Helden selbst.

Nicht ohne sein Zuthun ist doch jene immer vermehrte Sammlung von Bismarck-Briefen entstanden, der man in der That einen Ehrenplatz unter den klassischen Zeugnissen deutschen Lebens anweisen muß; nicht ohne sein Zuthun tritt da dem Bilde des eisernen Kanzlers das des gemütvollen, glaubens- und liebewarmen Menschen zur Seite, wahrlich ein Heilmittel „gegen die Oede des modernen Materialismus" [2]). Und diese Zeugnisse seines inneren Lebens sind umso wirkungsvoller, als sie völlig ohne Anspruch und Demonstration auftreten. Sie begegnen mitten in Mitteilungen, die „sich nicht auf den Fuß setzen, jedes Mal eine Art von geistigen Sonntagsrock zum Briefschreiben anzuziehen", „sich nicht genieren, gewöhnliche unbedeutende Sachen, alltägliche Briefe zu schreiben", wie Bismarck selbst einmal seiner Schwester gegenüber ihren „stets behaglichen Briefwechsel" beschreibt [3]). Was da so einzig berührt, das ist „die ganze naturgewaltige Aufrichtigkeit, die alles gerade heraussagt ohne Scheu", jene mit Luther verwandte Aufrichtigkeit, welche im heutigen

1) 1898, S. 809. 2) H. Kohl, Vorrede zu den Bismarck-Briefen.
3) Bismarck-Briefe, herausgegeben von H. Kohl. 8. Aufl. 1900, S. 23.

Deutschland doch nur ein Einziger besessen hat, eben Bismarck [1]). Es ist ein rechter deutscher Zug an Bismarck, daß er „zwar bei gegebener Gelegenheit nicht damit zurückhielt zu bekennen, daß ihm Gott und ewiges Leben kein leerer Wahn seien, vielmehr ihm unentbehrliche Ueberzeugungen, daß er das aber nie unnötig im Munde führte. Bismarck war höchst schlicht, aber tief und wahr und frei in seiner Religiosität“ [2]). Das ist in der That uns evangelischen Deutschen ganz im besonderen wohlthuend an ihm gewesen. Gerade weil er niemals die Neigung bekundet hat, von seinen religiösen Empfindungen viele Worte zu machen, vielmehr meist ein keusches Stillschweigen darüber bewahrt hat, sind seine gelegentlichen Aeußerungen in Briefen und Reden wirkliche Bekenntnisse. So oft er unser Gebiet berührt, „geschieht es nie, um etwa beiläufig dem Allerhöchsten ein Kompliment zu machen, eine Reverenz zu erweisen, sondern stets mit dem Nachdruck einer festgegründeten Ueberzeugung, mit der Innigkeit eines tiefen Empfindens und insbesondere mit der Demut, die das sicherste Kennzeichen ächter Frömmigkeit ist“ [3]).

Nun hat bereits 1884 Moriz Busch in seinen „Studien zu einem Charakterbilde“, die er unter dem Titel „Unser Reichskanzler“ herausgab, ein besonderes Kapitel: „Sein Verhältnis zu den göttlichen Dingen“, dargeboten, worin allerlei interessanter Stoff aus öffentlichen und privaten Aeußerungen zusammengetragen ist. Dem Schreiber fehlt es spürbar an Kongenialität mit dieser höchst persönlichen und realistischen Gottesanschauung; Bismarck wenigstens spürte das heraus, so daß er ihn frug: „Sie selber glauben wohl nicht an einen persönlichen Gott?“ Für sein Bekenntnis zu dem theosophisch-Schellingschen Standpunkt, für welchen in Gott die Welt, auch das Böse enthalten, Gott ein ewig Werdender ist, hatte der Reichskanzler gewiß wenig Verständnis [4]). Abgesehen davon aber suchte Busch zu viel in gelegentlichen Aeußerungen, brachte System hinein. Bismarck hielt ihm vor [5]): „Sie wollen meinen inneren Menschen erraten und darstellen nach fragmentarischen Beobachtungen, die zum großen Teil Mißverständnisse sind. Sie ziehen Schlüsse aus gelegentlichen Aeußerungen, die Sie unter dem Tischtuche notiert haben.

---

1) Urteil meines Vaters, Hermann Baumgarten, vgl. Reden und Aufsätze, S. CXII. 2) Christliche Welt 1898, Sp. 740. 3) Graue, Bismarck-Jahrbuch I, S. 450. 4) M. Busch, Tagebuchblätter III, S. 161. 5) a. a. O. S. 159.

Ich spreche bei Ihnen immer im Ernst, als ob ichs zu beschwören hätte."

Was Bismarck seinem aufdringlichen Charakterschilderer aber in einem kostbaren Briefe[1]) vorhält, muß jedem, der Schlußfolgerungen über Bismarcks Denkungsweise und inneren Menschen zu einem Charakterbild zu vereinigen wagt, entgegengehalten werden:

„In den Aeußerungen und Vorgängen, die Sie Ihrer Konstruktion meiner vermeintlichen Denkungsweise zu Grunde legen, kommen grobe thatsächliche Irrtümer vor und Verwechselungen von Scherz und Ernst. Sie gehen von der Voraussetzung aus, als ob ich bei allem, was ich je zur Unterhaltung meiner Gäste bei Tisch und im Hause in Ihrer Gegenwart gesagt habe, oder was Ihnen durch die Unzuverlässigkeit der Meldungen Dritter zugekommen ist, stets den vollen Ernst meiner innersten Empfindungen mit der Gewissenhaftigkeit eines vereideten Zeugen vor Gericht im Auge behalte. . . . Bei der Pedanterie, mit der Sie abgerissene Bruchstücke von Konversationen verwerten, wäre ein Mann in meiner Stellung genötigt, die schriftliche Form und den amtlichen Kothurn in keinem Augenblicke zu verlassen. Alles, was Sie namentlich über meine Stellung zum Christentum, zur Judenfrage sagen, ist nicht nur ungeheuer indiskret, sondern grundfalsch. Die Scherze von meinem Aberglauben sind . . eben Scherze oder Rücksicht auf die Gefühle Anderer. Ich esse zu Dreizehn, so oft Sie wollen, und nehme am Freitag die wichtigsten und bedenklichsten Geschäfte vor."

Es soll nun im Folgenden nicht der Versuch einer Konstruktion der ganzen Denkungsweise Bismarcks, am wenigsten aus so unsicheren Materialien, wie sie M. Busch benützt, gemacht werden — für den Verfasser besteht überhaupt kein Bedürfnis, eine große, starke Individualität einheitlich und konsequent aufzufassen —; es soll nur in aller Bescheidenheit das Material, das er uns in den Briefen an die Familie und an General v. Gerlach, in seinen politischen Reden, in seinen „Gedanken und Erinnerungen" und in Aeußerungen, die nachher durch das „Bismarck-Jahrbuch" gesammelt sind, selbst dargeboten hat, so zusammengestellt werden, daß gewisse Grundzüge seiner Stellung zu Religion und Kirche scharf hervortreten. Dabei soll nicht vergessen werden, daß unser Held am wenigsten auf religiösem und

1) vom 3. August 83, den Busch selbst mitteilt a. a. O. S. 154 f.

kirchlichem Gebiet stets derselbe gewesen ist, sondern vermöge des Gehorsams gegen die Wirklichkeit und ihre wechselnden Erfahrungen, der ihn allem ideologischen Idealismus deutscher Art fernrückt, äußerlich und innerlich andere Stellung nahm zu den Fragen, die ein für allemal zu lösen er sich nie anmaßte. Der Verfasser verfolgt bei dieser Zusammenstellung weder die Tendenz, seinen Helden für die eigene Auffassung in Anspruch zu nehmen, noch überhaupt, ihn einzurubrizieren in irgend eine kirchliche oder theologische Kategorie; er wünscht nur, daß die Nation sich dankbar bewußt würde des Schatzes an religiöser Kraft und kirchlicher Nüchternheit, den ihr ihr größter Staatsmann in seinem Leben und seinen Schriften vermacht hat.

---

1. Die religiöse und kirchliche Entwickelung Bismarcks

„Als normales Produkt unseres staatlichen Unterrichts verließ ich Ostern 1832 die Schule als Pantheist, und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Ueberzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform ist." So beginnt Bismarck seine „Gedanken und Erinnerungen", die im übrigen wenig Aufschluß über sein inneres Leben geben. Er setzt hinzu, daß gegenüber diesen Einflüssen der Schule die angeborenen preußisch-monarchischen Gefühle und die geschichtlichen Sympathien ihn auf Seiten der Autorität festhielten.

Wir vermögen von früheren Einflüssen wenig Gewisses zu sagen. Gewiß fiel seine Jugend in eine Zeit, wo der Rationalismus noch weite Kreise beherrschte[1]); aber daraus zu schließen, daß auch er eine rationalistische Periode durchgemacht habe, ist übereilt. Seine Mutter, eine vorwiegend verständige, aufgeklärte Frau, hat ebenso wenig erkennbare Spuren in seinem inneren Leben zurückgelassen wie sein offenbar keineswegs begabter oder auf Fragen der verborgenen Welt gerichteter Vater. Auch die Thatsache, daß er den Konfirmandenunterricht des alten Schleiermacher genoß, läßt sich nicht weiter verwerten. Es ist doch ein zu natürlicher Gedanke, der nicht auf fremden Einfluß weist, wenn,

1) M. Busch, Unser Reichskanzler I, S. 107 ff.

wie Bismarck selbst[1]) erzählt, der 14jährige Knabe das Gebet für unnütz hielt, da ja Gott doch alles besser wisse als er. Daß das Gymnasium zum grauen Kloster seine religiöse Stimmung und Bedürftigkeit zu wecken nicht imstande war, ergiebt sich aus seiner obigen Selbstbezeichnung als „normales Produkt", d. h. als „Pantheist", wodurch keineswegs eine stärkere, bewußtere, exklusivere Hinneigung zu Spinoza bezeichnet ist; diese Anregung ging nicht über das Mitgehen in den normalen Geleisen deutsch-idealistischer Spekulation hinaus. Es waren überhaupt nicht theoretische, sondern praktische Motive, die seine Entwickelung bedingten.

Auf die Studien- und ersten Mannesjahre blickt Bismarck zurück in einem mit Recht berühmten Brief an seine junge Frau, der mehr wert ist, als alle unsere Vermutungen. Ihr schreibt er am 3. Juli 1851[2]), er habe mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen.

„Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen x und Miss y jetzt leben, wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte, wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer die grade gegenwärtige für die rechte Gestalt hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserem inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wirs erleben! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile ertragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben. Wenn ich mich bei dem Einzelnen frage, was er für Grund bei sich haben kann weiter zu leben, sich zu mühen und zu ärgern, zu intrigieren und zu spionieren, ich weiß es wahrlich nicht. — Schließe nicht aus diesem Geschreibsel, daß

1) v. Poschinger, Bismarck-Portefeuille IV, S. 97. 2) Bismarck-Briefe S. 124.

ich grad besonders schwarz gestimmt bin, im Gegenteil, es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; gesund und heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Küste, dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt."

Aus der Zeit vor seiner Bekehrung, wo mehr praktische Anreize als philosophische oder gar theologische Studien seine Weltanschauung in Gährung erhielten, haben wir einige Spuren und Andeutungen seiner gesunden Grundrichtung, die auf einen nach Autorität, innerer Autorität begehrenden Biblizismus, nicht aber auf pietistische Gefühligkeit, die ja auch vorstehendem Brief völlig fern liegt, hinweist. Wir besitzen nun[1]) seine Probearbeit zur Referendarprüfung von a. 1836 „Ueber die Natur und Zulässigkeit des Eides", woraus ich mir nicht versagen kann, folgende Proben seiner energischen und sonderlich plastisch klaren Gedankenarbeit auf religiösem Gebiet abzudrucken:

„Wenn daher Christus in der Bergpredigt sagt: Ihr sollt ganz und gar nicht schwören, so muß dieses scheinbar unbedingte Verbot gleich anderen hyperbolischen Aussprüchen der heiligen Schrift gedeutet werden; dieselben stecken ebenfalls ein entferntes Ziel auf, welches nicht gerade erreicht werden, sondern nur dem christlichen Wandel dienen soll, um die Richtung danach zu nehmen."

„Es giebt keinen Eindruck, gegen welchen die Gewohnheit den Menschen nicht abhärtete und gleichgültig machte. Die Sonne geht täglich auf und erleuchtet die Welt, aber nur Wenigen fällt es ein, daß dieses wunderbar sei, und nur selten nimmt Jemand davon Veranlassung, an die Allmacht des Schöpfers zu denken; erschlägt aber der Blitz einen Menschen, so werden die, welche es sehen, mit Staunen und Gottesfurcht erfüllt und preisen die wunderbaren Wege des Herrn. Und doch, wie unbedeutend ist diese Kraft gegen jene der Sonne; nur äußert sie sich seltener. So hat auch die tägliche Gewöhnung an vielfältige Täuschung, die schwankende Grenze derjenigen Unwahrheiten, welche man sich erlauben zu können glaubt, die Empfänglichkeit für das ewige und unwandelbare Gut der Wahrheit dergestalt abgestumpft, daß eine gewöhnliche Lüge kaum noch für unrecht gehalten wird, und daß man, wo es auf Sicherheit ankommt, immer häufiger eines künstlichen Reizes durch den Eid zu bedürfen geglaubt hat, um auf Augenblicke das ursprüngliche Gefühl für Wahrhaftigkeit

1) Bismarck-Jahrbuch II, S. 5 ff, besonders S. 9 und 36.

wieder zu beleben. Dieser Reiz verliert wiederum seine Kraft, sobald er zu häufig angewendet wird. Eine zu große Vervielfältigung der Eide ist daher aus Gründen der Klugheit sowohl als der Religion zu verhindern. Sie gewöhnt den Menschen, indem er sich des göttlichen Namens häufig und zu unbedeutenden Zwecken bedient, das Heiligste mit Leichtfertigkeit zu behandeln."

Sein starker Sinn für religiöse Wirklichkeit und reelle Kraft bekundet sich bei der Schilderung einer stürmischen Ueberfahrt nach Norderney[1]): „Die Stille in der Herrenkajüte wurde nur durch das laute Beten eines Bremer Kaufmanns unterbrochen, der mir vorher viel mehr auf seine Weste als auf seinen Gott zu geben schien. Gegen mich geriet er in eine abergläubische Aufregung, weil ich einige Scherze über den Donner machte. Uebrigens stand unsere Partie wirklich schlecht ... das Gebet des Bremer Herrn rettete uns diesmal noch."

Dieselbe gesunde Reaktion gegen geistlichen Sport spricht sich in der spöttischen Mitteilung an die Schwester aus[2]), daß er übermorgen in Cardemin sei „zu einem ästhetischen Thee mit Lektüre, Gebet und Ananasbowle".

Der ernst suchende Sinn, der aber auf dem Wege der adligen Modefrömmigkeit nicht finden konnte, von dem Erbe der Eltern nicht bestimmt, von wirklicher und wirksamer Frömmigkeit aber wohl bestimmbar war, offenbart sich dann gelegentlich des Todes einer Cousine in verheißungsvoller Weise[3]):

„Es ist eigentlich das erste Mal, daß ich Jemand durch den Tod verliere, der mir nahe stand und dessen Scheiden eine große und unerwartete Lücke in meinen Lebenskreis reißt. Der Verlust der Eltern steht in einer anderen Kategorie; er ist nach dem Laufe der Natur vorauszusehen, und der Verkehr zwischen Kind und Eltern pflegt nicht so innig und das Bedürfnis desselben auf Seite der Kinder wenigstens nicht so lebhaft zu sein, daß wir bei ihrem Tode nicht eher Mitleid und Wehmut als heftigen Schmerz über den eigenen Verlust empfänden. Mir wenigstens war dies Gefühl der Leere, dieser Gedanke, eine mir teuer und notwendig gewordene Person, deren ich sehr wenig habe, nie wieder zu sehen und zu hören, dies war mir so neu, daß ich mich noch nicht damit vertraut machen kann und mir das ganze Ereignis noch nicht den Eindruck der Wirklichkeit macht. Be-

1) An den Vater, 8. 8. 44, Bismarck-Briefe, S. 14 f.
2) 27. 4. 45 a. a. O. S. 26. 3) 18. 11. 46 a. a. O. S. 42.

neidenswert ist mir die Zuversicht der Verwandten, mit der sie diesen Tod als kaum etwas anderes wie eine Vorausreise betrachten, der ein fröhliches Wiedersehn über kurz oder lang folgen muß . . . Marie selbst ging ihrem Tode mit ungetrübter Heiterkeit und Zuversicht entgegen . . ."

Man ersieht aus diesem Zeugnis tiefer Reizbarkeit, daß der Verkehr mit den Eltern offenbar durch die konventionellen Formen steif erhalten, inneres Leben mehr im Verkehr mit den Geschwistern, zumal der innig geliebten Schwester, die man durch des Bruders Briefe lieb gewinnt, und mit den weiteren Verwandten geweckt ward. Diese Verwandten, obenan Moritz von Blanckenburg und die selig gestorbene Cousine, bildeten offenbar die Brücke zu dem neuen Geist, der im Hause der späteren Frau, bei dem Schwiegervater v. Puttkamer auf Reinfeld gepflegt und von ihr selbst wahr und selbstverständlich vertreten ward. Darin hat gewiß M. Busch recht[1]), daß neben dem durch die einsame Bewirtschaftung des Gutes unbefriedigten Thätigkeitsdrang, neben der durch die ungünstigen Vermögensverhältnisse bedrückten Gemütsverfassung seine Braut und Frau stark auf die Erweckung seines religiösen Lebens eingewirkt hat. Aber die Annahme Buschs und seines Gewährsmannes, Lothar Bucher, daß in ihrer Familie herrnhutischer Geist gewirkt und bei dem weichen, mystischen Zuge, der Bismarck sogar für Gespensterglauben empfänglich machte, leicht Anklang gefunden hätte, ist von Busch selbst zuletzt aufgegeben[2]). Er berichtet uns von einem Gespräch, das er 1885 mit Andrae-Roman gehabt habe, der jenem Kreise nahe stand. Es ging aus von der Frage, wie sich die schon in Frankfurt 1851 und früher spürbare Kühle Bismarcks gegen die Geistlichen und die Kirche als Anstalt mit gewissen Observanzen, Heilmitteln, Sakramenten, öffentlichem Gottesdienst und Predigt erkläre. Andrae-Roman giebt dafür die sicher zutreffende Erklärung: „Das ist schon sehr alt und hängt mit der Art seiner Bekehrung zusammen. Damals waren die Geistlichen nicht, was sie jetzt sind. Die Mehrzahl bestand aus Rationalisten, und als der Umschwung kam, ging er nicht von diesen Kreisen aus, sondern von einigen Laien wie Below, Senfft-Pilsach und Thadden (-Triglaff). Die traten gewissermaßen als Prediger auf neben der Kirche, und da die Geistlichen rationalistisch dachten und predigten, in vieler Be-

1) vgl. zum Folgenden „Unser Reichskanzler" S. 108 f. und Tagebuchblätter III, S. 95. 2) Tagebuchblätter III, 181 f.

ziehung gegen sie, in sektiererischer Weise. Auch Blanckenburg und Bismarcks Schwiegervater in Reinfeld, ein vortrefflicher alter Herr übrigens, gehörten dazu. Sie hielten sich etwa zu den Meinungen Gichtels (des theosophischen Mystikers). Andere neigten zu den Altlutherischen hin. B. kam unter ihren Einfluß und schloß sich ihnen an, und darin ist der Ursprung seiner ablehnenden Haltung den Geistlichen und der Kirche gegenüber zu suchen [Gichtel „Gott in uns" und Bismarcks „nicht durch Predigermund sich erbauen"], nicht erst in dem Umstand, daß unter den Deklaranten auch viele Geistliche waren."

Es trafen da also starkgeistige, geistreiche und rückläufige konfessionelle Tendenzen zu jener echt junkerlichen Restaurationsstimmung zusammen, die in den beiden Gebrüdern v. Gerlach, dem Kreuzzeitungs-Rundschauer und dem Generaladjutanten, so eigenartig, dilettantisch-theologisch und doch energisch, charaktervoll vertreten ist. In den Frauen des Kreises, in der Braut Johanna von Puttkamer, war diese ebenso altadelige als altgläubige warm positive Gestimmtheit gewiß am anziehendsten vertreten. Sie versetzte den „tollen Junker vom Kneiphof" alsbald in einen „Zustand behaglicher Zufriedenheit", wie er ihn seit vielen Jahren auf die Dauer nicht gekannt hatte, und ließ ihn „mit der Sorglosigkeit eines Studenten in den Tag hineinleben" [1]). Welcher sittliche Ernst in dieser Frömmigkeit steckte, ist aus zwei gelegentlichen [2]) Aeußerungen des jungen Ehemannes zu ersehen. Einmal meldet er, für eine puritanische und von ländlichen Vorlieben erfüllte Seele, wie die seiner Frau, biete die Frankfurter Gesellschaft nachhaltigen Stoff zur sittlichen Entrüstung; dann gelegentlich eines unblutigen Duells: „Die Vinckesche Geschichte regte Johanna nachträglich so auf, daß sie jetzt nach 12 Stunden noch voller Wut gegen Alles ist, was dabei beteiligt war, und besonders gegen mich, pflichtvergessenen Familienvater."

Einen charakteristischen Niederschlag hat diese Zugehörigkeit zu den Kreisen der lutherischen Restauration gefunden in einer feurigen Rede, die der hochkonservative Abgeordnete im Vereinigten Landtag am 15. Juni 1847 hielt [3]): „Ich bin der Meinung, daß der Begriff des christlichen Staates so alt sei, wie das ci-devant hl. römische Reich, so alt wie sämtliche europäische Staaten, daß er gerade der Boden sei, in dem diese Staaten

1) Brief vom 14. 4. 47, Bismarck-Briefe S. 49. 2) an v. Gerlach 22. 6. 51 und an den Bruder 30. 3. 52, a. a. O. S. 112 u. 132. 3) Politische Reden, herausgegeben von H. Kohl I, S. 24.

Wurzeln geschlagen haben, und daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, auf religiöser Grundlage sich bewegen muß. Für mich sind die Worte „von Gottes Gnaden", die christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntnis, daß die Fürsten das Scepter, das Gott ihnen verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Willen kann ich aber nur erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart worden ist, und ich glaube in meinem Rechte zu sein, wenn ich einen solchen Staat einen christlichen nenne, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christentums zu verwirklichen. Erkennt man die religiöse Grundlage des Staates überhaupt an, so kann, glaube ich, diese Grundlage nur das Christentum sein. Entziehen wir diese religiöse Grundlage dem Staate, so behalten wir als Staat nichts als ein zufälliges Aggregat von Rechten, eine Art Bollwerk gegen den Krieg aller gegen alle übrig, ein Begriff, den die ältere Philosophie aufgestellt hat. Seine Gesetzgebung wird sich dann nicht mehr aus dem Urquell der ewigen Wahrheit regenerieren, sondern aus den vagen und wandelbaren Begriffen von Humanität, wie sie sich in den Köpfen derjenigen, die gerade an der Spitze stehen, gestalten. Wie man in solchen Staaten den Ideen z. B. der Kommunisten über die Immoralität des Eigentums, über den hohen sittlichen Wert des Diebstahls als eines Versuchs, die angeborenen Rechte der Menschen wiederherzustellen, das Recht, sich geltend zu machen, bestreiten will, wenn sie dazu die Kraft in sich fühlen, ist mir nicht klar. Denn auch diese Ideen werden von ihren Trägern für human gehalten, ja als die erste Blüte der Humanität angesehen. Deshalb, meine Herren, schmälern wir dem Volke nicht sein Christentum, indem wir ihm zeigen, daß es für seine Gesetzgeber nicht nötig sei; nehmen wir ihm nicht den Glauben, daß unsere Gesetzgebung aus der Quelle des Christentums schöpfe, und daß der Staat die Realisierung des Christentums bezweckt, wenn er auch diesen Zweck nicht immer erreicht. Wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchen ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin."

Mit diesen Anschauungen fühlte sich Bismarck heimisch im

Kreise der Kreuzzeitung; von einer Annäherung an diesem Kreise nahestehende Geistliche hören wir aber nichts. Sehr bezeichnend ist der Brief an den alten Prediger Goßner[1]): „Euer Hochwürden! Obschon ich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu sein, so gründe ich doch auf den Umstand, daß wir manche gemeinsame Freunde haben, meine Hoffnung, daß Sie es nicht ablehnen werden, meinen erstgebornen Sohn zu taufen." Weil es dem uralten Herrn aber schon schwer wurde, die liturgischen Formulare dabei zu verlesen, so übernahm dies der Präsident v. Gerlach, der Rundschauer der Kreuzzeitung, der ebenfalls Pate war, und infolge dessen wurde scherzhaft behauptet, Herbert sei von Gerlach getauft worden. So weit von hier aus bis zu der Absage war, die Bismarck dem kryptokatholischen Gegner des Evangeliums im Kulturkampf entgegenschleuderte, so weit war der Abstand zwischen dem ursprünglichen Gefühl der innersten Gemeinschaft und dem zuletzt durchdringenden Bewußtsein der entgegengesetzten Auffassung von Evangelium und protestantischem Staate, wie sich beide in den köstlichen Briefen des Bundestagsgesandten an den Generaladjutanten Leopold von Gerlach[2]) aussprechen, worin die ganze Genialität des kommenden Mannes in sprudelnder und doch disziplinierter Fülle sich ergießt. Zweifellos hat die intensive Berührung mit dem süddeutschen und wienerischen Katholizismus, seiner Bigotterie und Immoralität, und die Herausarbeitung des Ideales eines führenden preußisch-protestantischen Staates mit eigenständiger, weltoffener Moral, aber auch die gesunde Innerlichkeit und der realistische Zug seines Wesens ihn immer weiter abgeführt von dem Vertreter der Legitimität, für welchen „die Kirche" im Dienste des Throns eine ganz gesetzliche Institution göttlichen Ursprungs war.

Es war doch im Grunde eine durch gemeinsame Opposition gegen den verhaßten demagogischen, autoritätsfeindlichen Liberalismus genährte Selbsttäuschung, wenn dieser ganz auf innerliche, reelle Werte und wiederum auf Beherrschung der wirklichen, gegenwärtigen Welt gerichtete Protestant eins zu sein glaubte mit dem Freunde des „Romantikers auf dem Throne" der Hohenzollern, mit dem mittelalterlich-phantastischen Zielen zustrebenden Kirchenpolitiker. Man lese nur den ganz herrlichen, gesund evan-

---

1) 11. 2. 50. Bismarck-Briefe S. 90. Und für das Folgende: v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier, III, 96.

2) Herausgegeben von Horst Kohl, Berlin 1896.

gelischen und tief frommen Erguß seiner Natur und Gnade gleichmäßig umfassenden religiösen Erregtheit[1]):

„In Rüdesheim nahm ich mir einen Kahn, fuhr auf den Rhein hinaus und schwamm im Mondschein, nur Nase und Augen über dem lauen Wasser, bis nach dem Mäuseturm bei Bingen, wo der böse Bischof umkam. Es ist etwas seltsam Träumerisches, so in stiller warmer Nacht im Wasser zu liegen, vom Strom langsam getrieben, und den Himmel mit Mond und Sternen und seitwärts die waldigen Berggipfel und Burgzinnen im Mondlicht zu sehen und nichts als das leise Plätschern der eignen Bewegung zu hören; ich möchte alle Abend so schwimmen.

„Dann trank ich sehr netten Wein und saß lange mit Lynar rauchend auf dem Balkon, den Rhein unter uns. Mein kleines Testament und der Sternenhimmel brachte uns auf christliche Gespräche, und ich rüttelte lange an der Rousseauschen Tugendhaftigkeit seiner Seele, ohne etwas anderes zu erreichen, als daß ich ihn zum Schweigen brachte. Er ist als Kind mißhandelt von Bonnen und Hauslehrern, ohne seine Eltern recht kennen zu lernen, und hat auf Grund ähnlicher Erziehung ähnliche Ansichten aus der Jugend mitgebracht wie ich, ist aber befriedigter darin, als ich jemals war."

Zu den festesten Dogmen der Gerlachschen Partei gehörte die Vorzüglichkeit der alten Zunftverfassung. Bismarck zeigt sich in einem Brief an den Redakteur der Kreuzzeitung [2]) außer Stande, das Dogma zu behaupten gegen die wirkliche Erfahrung: „Die korporativen Verbände sind hier weit entfernt, eine Grundlage christlicher Zucht und Sitte zu bilden, sie dienen vielmehr nur zum Tummelplatz untergeordneter politischer und persönlicher Zänkereien und als Mittel, die Ausbeutung des Publikums und den Ausschluß der Konkurrenz mit Erfolg zu betreiben. Ich entnehme aus diesen Erscheinungen noch kein Motiv, meine bisherige Ueberzeugung in diesen Dingen zu desavouieren . . . aber leugnen kann ich nicht, daß mich diese Erscheinungen stutzig gemacht haben."

Immer schwieriger fällt ihm dies Festhalten der bisherigen Ueberzeugungen, wie ein für die seltene Ehrlichkeit seines Denkens charakteristischer Brief an den General von Gerlach [3]) beweist: „Ich will nicht bestreiten, daß ich [die gemeinsamen Ziele und Grundlagen des Handelns] in der Verdunkelung der Leidenschaft-

1) an die Frau 8. 7. 51. Bismarck-Briefe S. 125 f. 2) 27. 4. 53. a. a. O. 152. 3) vom 20. 1. 54, Briefe an Gerlach 126 f.

lichkeit oft genug aus den Augen verliere, wenn ich sie auch täglich mit den Hilfsmitteln des Gebets und der Ergebung in die Führung des Herrn, der mich auf diese Stelle gesetzt hat, wiederzugewinnen und zu bewahren suche, und eine Meinungsverschiedenheit mit Ihrem Bruder, auf den als sicheren Führer zu sehen die Erfahrung mich gelehrt hat, veranlaßt mich zu ernstester Prüfung, ob die Richtung, in der ich »meines Amtes warte«, Gott oder nur Menschen diene."

Völlig ins Freie und Weite, zu klarer Unterscheidung von den Klerikal-Feudalen und ihren Velleitäten führt unsern Helden aber die Erkenntnis dessen, was dem Staate frommt und das höher stehen müsse als ein selbsterwähltes Gottesurteil über alle Weltdinge. Wie schon Karl Müller [1]) betont hat, tritt hier so recht hervor, daß „zwischen den beiden Welten, die durch Gerlach und Bismarck vertreten werden, eine religiöse Entwicklung liegt, ohne die der gesunde Fortgang der Geschichte gar nicht zu denken wäre. Wie phantastisch und farblos, starr und doktrinär ist das Christentum, das aus Gerlachs Briefen spricht! Es hat der Politik das Mark aus den Knochen gesogen. Und dagegen Bismarck!" Wie lebensvoll und wahr und frei schaut er vom Standpunkt eines beweglichen Gottvertrauens aus in die Welt, in welcher er seinem Volk seinen Platz zu erkämpfen hat! Während für Gerlach das Prinzip feststand, daß das napoleonische Frankreich um seiner Illegimität willen niemals als Bundesgenosse in Betracht komme, weil das hieße: an Einem Joch ziehen mit den Ungläubigen und Antichristen, ordnet Bismarck [2]) dies Prinzip seinem spezifisch preußischen Patriotismus unter. Er macht dem Freunde den Vorwurf, daß er „die Realitäten ignoriere"; ihn interessiert Frankreich „nur insoweit, als es auf die Lage seines Vaterlandes reagiert"; er kann Politik „nur mit dem Frankreich treiben, welches vorhanden ist, dieses aber aus den Kombinationen nicht ausschließen". Als Romantiker könne er dem entsetzten legitimen Monarchen Frankreichs eine Thräne nachweinen; für ihn als Politiker aber „zählt Frankreich, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher in dem Schachspiel der Politik, ein Spiel, in welchem ich nur meinem Könige und meinem Lande zu dienen Beruf habe. Sympathien und Antipathien in Betreff aus-

1) Christliche Welt 1899, Sp. 445, in seinen sehr wertvollen Betrachtungen über die „Gedanken und Erinnerungen".

2) Briefe an Gerlach S. 315 ff; 325. 346 f.

wärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienste meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an Anderen; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient. Insbesondre aber, wenn man seine stehenden diplomatischen Beziehungen und die Unterhaltung des Einvernehmens im Frieden danach zuschneiden will, so hört man meines Erachtens auf, Politik zu treiben, und handelt nach persönlicher Willkür. Die Interessen des Vaterlandes dem eigenen Gefühle von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht, hat es aber vor Gott und nicht vor mir zu verantworten, wenn er es thut, und darum schweige ich über diesen Punkt." Es sei, während alle anderen Nationen lediglich ihr Interesse zum Maßstabe ihrer Handlungen nehmen, die Gefühlspolitik eine ausschließlich preußische Eigentümlichkeit, ohne alle Reziprozität. Die herrliche Ausführung dieser Grundsätze in der praktischen Politik der Gegenwart, wahrlich die Basis unserer ganzen politischen Größe, kann hier nicht weiter verfolgt werden.

Noch in vier weiteren Briefen führt Bismarck dem Prinzip des „Kampfes gegen die Revolution" gegenüber seine rein preußische Politik aus: „Mein Ideal für auswärtige Politik ist die Vorurteilslosigkeit, die Unabhängigkeit der Entschließungen von den Eindrücken der Abneigung oder der Vorliebe für fremde Staaten und deren Regenten. Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweise noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich von uns nicht lieben lassen, und ich würde, sobald man mir nachweist, daß es im Interesse einer gesunden und wohldurchdachten preußischen Politik liegt, unsere Truppen mit derselben Genugthuung auf die Französischen, Russischen, Englischen oder Oesterreichischen feuern sehen." Das Tiefste der berührten Differenzen ist aber im Folgenden ausgesprochen: „Vom Standpunkt der politischen Nützlichkeit läßt sich hierüber diskutieren; wie Sie aber den Unterschied stellen zwischen Recht und Revolution, Christentum und Unglauben, Gott und Teufel, so kann ich nicht mit Ihnen diskutieren, sondern einfach sagen, ich bin nicht Ihrer Meinung, und Sie richten in mir, was nicht Ihres Gerichtes ist. Ich habe weder den königlichen Dienst noch eigene Ehre in demselben, letzteres wenigstens nicht vorbedachter Weise gesucht, und der Gott, der mich unerwartet hineingesetzt hat, wird mir auch lieber den Weg hinauszeigen, als

meine Seele darin verderben lassen, so lange ich ehrlich suche, was Seines Dienstes in meinem Amte ist, und gehe ich fehl, so wird er mein tägliches Gebet hören und mein Herz wenden oder mir Freunde schicken, die das vermögen." — „Ich bin ein Kind anderer Zeiten als Sie, aber ein ebenso ehrliches der meinigen wie Sie der Ihrigen. Mir scheint, daß niemand den Stempel wieder verliert, den ihm die Zeit der Jugendeindrücke aufprägt" — ausgenommen ein realistisches Genie wie Bismarck!

Von nun an versiegt dieser Briefwechsel, die Quelle der überraschendsten Einsichten in das innere Kämpfen des ebenso freien und weiten als konservativen Geistes. Schwere gemütliche Leiden brachte dann die Uebergangszeit vom alten zum neuen Kurs mit ihren Unsicherheiten, ernsten Erkrankungen und langen Trennungen von der Familie. „Ich bin matt und erbittert", schreibt er da einmal der Schwester [1]), „ich weiß nicht worauf; aber ich habe doch wieder andere Weltanschauungen wie vor sechs Wochen, wo mir am Weiterleben wenig gelegen war." Als endlich König Wilhelm mit Bismarck das Konflikts-Ministerium bildete, da waren alle inneren Schwankungen beendet, und wir finden den kühnen, bestgehaßten Mann in vollem Besitz derjenigen Glaubenszuversicht, die auf Gott trotzt gegen alle Menschenfurcht, ohne irgendwelche andre als innerliche Gebundenheit an Sein Wort.

Das kannte unser Reichskanzler; er hatte es in jener Frankfurter Zeit, da er, wie wir gehört, „täglich mit den Hilfsmitteln des Gebets und der Ergebung" nach Gewißheit gerungen, tief in sich aufgenommen. Charakteristisch äußert sich diese Stellung zur Schrift in einem Brief an Wagener [2]): „Ich kann nicht leugnen, daß mir einige Chalif-Omarsche Gelüste beiwohnen, nicht nur zur Zerstörung der Bücher außer dem christlichen „Koran", sondern auch zur Vernichtung der Mittel, neue zu erzeugen." Bald darauf begegnet in einem Brief an die Schwester [3]) die reizende Mischung von Spaß und Ernst in Bibelworten: „Johanna hat mich in der Nacht mit dem Jungen auf dem Arm überfallen und mit allen Künsten, die uns ums Paradies brachten, natürlich erreicht, daß alles beim Alten blieb." Weniger zusagend werden manchem die folgenden biblischen Witze sein [4]): „Dabei schreibt mir niemand und es sticht mich in meinen Nieren, daß ich muß ein Narr sein und nichts wissen [und muß]

1) 24. 9. 59, Bismarckbriefe S. 275. 2) vom 30. 6. 50, Bismarckbriefe S. 94. 3) vom 8. 7. 50, a. a. O. S. 97. 4) Briefe an Gerlach S. 97. Es handelt sich um den unpreußischen Major der preußischen Garnison.

wie ein Tier [sein vor dir]", wie der wißbegierige Psalmist sagt . . . Sogar Deetz ist fort und kommt hoffentlich nicht wieder, wenigstens bete ich morgens und abends Domine, libera nos a maiore!" — Ein ganz herrliches Zeugnis der Belesenheit in der Schrift bietet aber der Weihnachtsgruß, den der Minister seinem König anno 1864 widmete[1]): „Ich habe das gläubige Vertrauen zu Gott, daß Ew. Majestät Stab im deutschen Lande blühen werde, wie der Stecken Aarons laut dem 4. Buch Mosis im 17. Kapitel, und daß er zur Not sich auch in die Schlange verwandeln werde, welche die übrigen Stäbe verschlingt, wie es im 7. Kapitel des 2. Buches erzählt ist. Verzeihn Ew. Majestät meinem dankbaren Gefühle diese Bezugnahme!" Wie uns berichtet wird[2]), lag in Varzin auf einem Nebentischchen nahe dem Schreibtische eine vielbenutzte Bibel; aber auch aus dem Felde schreibt Bismarck an seinen Sohn Herbert[3]): „Von deiner Mutter habe ich heute zwei liebe Briefe gleichzeitig erhalten und danke ihr herzlich für Psalmen und Liebe."

Neben der Bibel lagen die täglichen Losungen der Brüdergemeinde[4]). Er fand das erste Exemplar in dem Palais des auswärtigen Ministeriums, als er in Gegenwart seines Onkels, des Oberpräsidenten von Kleist-Retzow, die Nachfolge des Grafen Bernstorf antrat. Jener übernahm, in Freude darüber, die Pflicht, dieselben jährlich zu Weihnachten zu erneuern, und bewahrte diese Sitte auch während der schweren Zeit ihrer Entfremdung. Bismarck gebrauchte sie zu täglichen Notizen, las sie am Schlusse des Tages. Sie sind ihm auch mehrfach im Leben von Bedeutung gewesen. An den gleichgesinnten Kriegsminister von Roon schreibt er einmal[5]): „Lesen Sie die Losung vom 14. August mit weltlicher Interpretation, wie sie sich mir aufdrängte". Die Losung war Luk. 16, 9: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon." An dem Tage, an dem er die lebensgefährliche Verwundung Herberts in einem Duell in Bonn erfahren hatte, enthielt die Losung die Worte: „Er wird leben. .", und er nahm sie als eine ihm gewordene Verheißung für das Leben des Sohnes.

In den Briefen an seinen König und Kaiser tritt, so lange

1) Kaiser- und Kanzlerbriefe, herausgeg. von Penzler S. 59. 2) Tagebuchblätter von Moritz Busch II, S. 476. 3) 12. 11. 70, Bismarck-Jahrbuch VI, S. 236. 4) vgl. v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, S. 242. 5) am 27. 8. 69, Bismarck-Briefe S. 448.

dieser lebte, der gemeinsame Glaubensgrund deutlich hervor. Wir haben diese Aeußerungen aber gewiß nicht als bloßes Eingehen auf die Stimmung des Monarchen zu beurteilen, so wenig als die verwandten Bekenntnisse an seine Frau als Akkommodationen an ihr starkes religiöses Bedürfnis mißdeutet werden können. Das verbietet allein schon die gewiß aufrichtige Bezeugung im Weihnachtsbrief von 1872 [1]): „Verzeihn Ew. Majestät am heiligen Abend einem Manne, der gewohnt ist, an christlichen Gedenktagen auf seine Vergangenheit zurückzublicken, diese Aussprache persönlicher Empfindungen".

Oft will uns scheinen, daß die bitteren Erfahrungen, die er mit der maßlosen Feindschaft der Junker- und Hofprediger-Partei während des Kulturkampfs, mit den Deklaranten der Kreuzzeitung, später mit der Hammerstein-Stöckerschen Gegenbewegung, endlich mit dem „Scheiterhaufenbrief" des rücksichtslosen Führers der Berliner Bewegung gemacht, daß diese Erfahrungen Bismarck nicht blos in seiner Abneigung gegen ein starkes evangelisches Kirchentum, gegen die Bildung eines evangelischen Centrums, in seiner Indifferenz gegen die Kirche als Heilsanstalt bestärkt, sondern auch in der freien und frohen Bezeugung seines evangelischen Christentums beeinträchtigt habe. Aber dieses argumentum ex silentio aus seiner letzten, amtlosen Zeit dürfte doch unsicher bleiben, da eben die früheren Anlässe zu Aeußerungen in Briefen an die Nächsten und an den Monarchen wegfielen. Die Verbitterung, die leider seine treue und fromme Lebensgefährtin schürte, hat wohl kaum zu einer Vertiefung und beglückenden Festigung seines Verkehrs mit Gott geführt, wie auch das Aufhören der Verantwortlichkeit und der ununterbrochene Trubel der Ovationen in Friedrichsruh die Gesammeltheit seines inneren Widerstandes gegen äußere Nöte nicht förderte. Eine Trübung seiner sonst so klaren, objektiven Menschen- und Selbstbeurteilung ist in seinen vielfachen Rückblicken, wie sie im Bismarck-Jahrbuch uns aufbewahrt sind, nicht zu verkennen, wenn auch die Klage, die sein treuer Mitarbeiter Lothar Bucher gelegentlich der Vorbereitung der „Gedanken und Erinnerungen" ausgestoßen hat, sowohl was diese selbst betrifft, abgesehen von dem Rückblick auf den Kulturkampf, als auch im allgemeinen zu weit zu gehen scheint. Bucher soll an M. Busch gesagt haben [2]): Er

1) Kaiser- und Kanzlerbriefe, S. 111. 2) Tagebuchblätter III, S. 330 vom 5. 1. 92.

fängt an, auch absichtlich zu entstellen, und zwar selbst bei klaren, ausgemachten Thatsachen und Vorgängen. Bei nichts, was mißlungen ist, will er beteiligt sein, und niemand läßt er neben sich gelten, als etwa den alten Kaiser und den General Alvensleben — ich weiß nicht warum — der (1863) den Vertrag mit Rußland abgeschlossen hat und bei Vionville kommandierte. Auch Falk wird jetzt gelobt, wahrscheinlich weil er fürchtet, er würde ihm sonst darauf . . . mit Enthüllungen antworten. Am Kulturkampf will er keine Schuld haben; auch hat er nichts gegen die Unfehlbarkeitsabsichten Pio Nonos gethan und eben so wenig gegen Arnims ehrgeizigen Unfug, obwohl jedermann das Gegenteil weiß. Als ob nicht genug Licht um ihn und sein Werk wäre, um über solche Schatten hinwegsehen zu können!"

Von letzterer Ueberzeugung aus will ich nicht verschweigen, daß ich Jahre lang unter dem Eindruck gestanden habe, den die Zusammensetzung seiner maßlosen Bewunderer und die Reden, die sie mit ihm wechselten, bestärkten, daß unser Held durch die ihm notwendig undankbar erscheinende Verkennung seines Fürsten und der leitenden Kreise und die ungemessene Dankbarkeit der Leute von Bildung und Besitz nicht innerlich größer geworden ist weder in monarchischer noch in religiöser Disziplin. Aber es bleiben diesem schmerzlichen Eindruck gegenüber genug Zeugnisse von seiner tiefen, nur verborgeneren Treue gegen die monarchische und christliche Weltanschauung, daß wir den Zweifeln Schweigen gebieten können. Dazu hilft uns eine gewiß aufrichtige Bezeugung an die Vertreter der deutschen Hochschulen, die ihm unter D. Pfleiderers Führung zum 80. Geburtstag gratulierten[1]): „Ich bemühe mich, zufrieden zu sein, und das Gebet im Vater Unser: „Dein Wille geschehe!" ist mir immer maßgebend. Ich gebe mir Mühe, ihn zu verstehen, aber verstehen thue ich ihn nicht immer." Das söhnt mit Vielem aus. Er bat dann die Herren, der weiteren Entwickelung mit voller Gemütsruhe entgegenzusehen. Man werde mit 80 Jahren kühler als man mit 40 Jahren gewesen, aber im ganzen bleibe er doch bei der Ueberzeugung: unser Gott läßt keinen Deutschen zu Grunde gehen, am allerwenigsten Deutschland. Die Schlußwendung kann kaum stören: „Ich hoffe, die Herren unter Ihnen, die der Gottesgelahrtheit angehören, werden mit dafür sorgen, daß der Himmel uns günstig bleiben möge." Als am 29. März 1898 die beiden jüngsten Söhne des Grafen

1) Bismarck-Jahrbuch II, S. 442.

Rantzau durch Pfarrer Westphal aus Brunstorf konfirmiert wurden, erklärte sich nach dem gemeinsamen Abendmahl Fürst Bismarck „bereit zum Abfatteln“ [1]). Und wenn es auch nicht richtig ist [2]), daß Bismarck sich selbst seinen Leichentext: 1. Kor. 15, 53. 54. 55 und 57 gewählt habe, so hat sein Sohn doch in seinem Sinn den Pastor um ein Auferstehungswort und zwar etwa aus 1. Kor. 15 gebeten. Sonderlich war und blieb dies Doppelte des großen Kanzlers Lebenskraft auch im Alter: Das Vertrauen auf den Sieg unseres Herrn über Sünde und Tod und die Zuversicht, daß seine Arbeit nicht vergeblich sei in dem Herrn.

2. Bismarcks Religiosität

Am wesentlichsten dürfte für Bismarcks religiösen Charakter der willentliche, der sittliche Grundzug seiner Religiosität sein: das religiös bestimmte Pflicht- und Verantwortungs-Bewußtsein. In einem schönen Aufsatz hat Neubauer [3]) Stein und Bismarck zusammengestellt: „beide Männer der That und nicht des Grübelns, beide Kampfnaturen, beide Männer von ungeheurer Kraft des Willens, von einer Reizbarkeit, die sich zuweilen in gewaltigen Entladungen Luft macht, zugleich aber von einer Opferfreudigkeit, die ihr ganzes Leben unbedingt in den Dienst des großen Ganzen stellt. Bei beiden ist das Pflichtgefühl eng verbunden mit einer tief religiösen Weltauffassung, wenn sie auch bei Stein dogmatischer gefärbt ist als bei Bismarck“ . . . Und vortrefflich wird fortgefahren: „Diese Männer scheuen die Verantwortung nicht. Ja sie bekämpfen die Furcht vor Verantwortung; Bismarck nennt sie einmal eine Krankheit unserer Zeit, und Steins ganze politische Thätigkeit ist im Grunde genommen ein Aufruf an die Staatsbürger, die politische Verantwortung zu übernehmen. Aber sie empfinden sie auch tief.“

Diese tiefe Empfindung spricht sich Gerlach gegenüber energisch aus [4]): „Ich bin mir sonst so vieler gemeinsamer Grundlagen mit Ihnen bewußt, um nicht des gegenseitigen ferneren Verständnisses auf dem größeren Gebietsanteile geistiger

1) a. a. O. VI, S. 359. 2) Rade in der Christlichen Welt 1898, Sp. 809. 3) Abgedruckt in Bismarck-Jahrbuch VI, S. 264 f. 4) a. a. O. S. 323.

Interessen sicher zu bleiben; aber in dem einen Punkt haben wir abweichendes Maß und Gewicht für die Pflichten des Berufs, den Gott mir, meinem Vaterlande gegenüber, wie ich glaube, auferlegt hat, indem er mir ohne mein Zuthun ein Gewerbe anwies, welches ich mir nicht eigenmächtig gewählt habe. Wenn ich dasselbe nur äußerlich bekleide und thatsächlich leeres Stroh dresche, so leide ich am Gewissen und fühle mich deplaciert, ohne in der Befriedigung äußerlichen Ehrgeizes Ersatz dafür zu finden."

Bedeutender noch ist das Zeugnis in den „Gedanken und Erinnerungen" [1]): „Ich habe natürlich während der bewegten und gelegentlich stürmischen Entwickelung unserer Politik nicht immer mit Sicherheit voraussehen können, ob der Weg, den ich einschlug, der richtige war, und doch war ich gezwungen, so zu handeln, als ob ich die kommenden Ereignisse und die Wirkung, der eigenen Entschließungen auf dieselben mit voller Klarheit voraussehe. Die Frage, ob das eigene Augenmaß, der politische Instinkt, ihn richtig leitet, ist ziemlich gleichgiltig für einen Minister, dem alle Zweifel gelöst sind, sobald er durch die königliche Unterschrift oder durch eine parlamentarische Mehrheit sich gedeckt fühlt, man könnte sagen, einen Minister katholischer Politik, der im Besitz der Absolution ist, und den die mehr protestantische Frage, ob er seine eigene Absolution hat, nicht kümmert. Für einen Minister aber, der seine Ehre mit der des Landes vollständig indentifiziert, ist die Ungewißheit des Erfolges einer jeden politischen Entschließung von aufreibender Wirkung."

Es kam dem Verfasser der „Gedanken und Erinnerungen" offenbar sehr viel darauf an, seinem Volke dies Bild des „für die Schlußergebnisse verantwortlichen Reichskanzlers" [2]) tief einzuprägen. Nicht genug warnen kann er vor den unverantwortlichen Ratgebern, die er schon in den Gebrüdern v. Gerlach kennen lernte. Er schildert einmal [3]) Leopold Gerlach: „in der Entschließung über aktuelle Vorkommnisse mehr durch geistreiche Gesamtauffassung angekränkelt, eine edle Natur von hohem Schwung, doch frei von dem Fanatismus seines Bruders, im gewöhnlichen Leben bescheiden und hilflos wie ein Kind, in der Politik tapfer und hochfliegend, aber durch körperliches Phlegma gehemmt." Dann stellt er seinen praktischen Realismus den unpraktischen Wollungen der beiden gegenüber: „Wenn wir drei hier aus dem Fenster einen Unfall auf der Straße geschehn

1) a. a. O. II, S. 157. 2) S. 310. 3) I, S. 46 f.

sehn, so wird der Herr Präsident daran eine geistreiche Betrachtung über unsern Mangel an Glauben und die Unvollkommenheit unserer Einrichtungen knüpfen; der General wird genau das Richtige angeben, was unten geschehen müsse, um zu helfen, aber sitzen bleiben; ich würde der Einzige sein, der hinunter ginge oder Leute riefe, um zu helfen." Nach einer etwas anderen Seite wendet sich dieser sittliche Wirklichkeitssinn in jener vortrefflichen Randbemerkung, die Bismarck zu dem Protest des Kronprinzen im November 1863 schrieb [1]): „Der Fehler der Situation liegt darin eben, daß auf das „Erscheinen" so viel Wert gelegt wird; auf das Sein und Können kommt es an, und das ist nur die Frucht ernster und besonnener Arbeit." Nicht aber die enorme Arbeit, sondern [2]) „das ununterbrochene Bewußtsein der Verantwortlichkeit für große Ereignisse, bei denen die Zukunft des Vaterlandes auf dem Spiele stand", hat seine Gesundheit gebrochen. Denn „die Erwägung der Frage, ob eine Entschließung richtig sei und ob das Festhalten und Durchführen des auf Grund schwacher Prämissen für richtig Erkannten richtig sei, hat für jeden gewissenhaften und ehrliebenden Menschen etwas Aufreibendes; es wird verstärkt durch die Thatsache, daß lange Zeit vergeht, oft viele Jahre, bevor man in der Politik sich selbst überzeugt, ob das Gewollte und Geschehene das Richtige war oder nicht. Nicht die Arbeit ist das Aufreibende, die Zweifel und Sorgen sind es und das Ehrgefühl, die Verantwortlichkeit, ohne daß man zur Unterstützung der letzteren etwas andres als die eigene Ueberzeugung und den eigenen Willen anführen kann, wie das gerade in den wichtigsten Krisen am schärfsten Platz greift."

Das Pflicht- und Verantwortungsgefühl zieht sich durch das ganze politische Leben des Mannes hindurch. „Ich weiß nicht, ob ich mich [über Mangel an Wahlaussichten] freuen oder ärgern soll; es ist mir Gewissenssache, mich mit allem Nachdruck um die Wahl zu bewerben", so schreibt er bereits 1848 [3]). Seine Gewissenhaftigkeit stößt sich an der österreichischen Gewissenlosigkeit [4]): „Was der Hock hier lügt und intriguiert, den Rhein auf und ab, davon hat ein ehrlicher Altmärker gar keine Vorstellung; diese süddeutschen Naturkinder sind sehr verderbt." Er erkennt darin eine Folge der katholischen Erziehung [5]): „Es ist ein Vor-

1) a. a. O. I, S. 328. 2) II, 157. 158. 3) Bismarck-Briefe S. 60. 4) Briefe an Gerlach S. 12. 5) Ebenda S. 44.

zug der katholischen Religion, daß sie es meinem Freunde (Thun) möglich macht, sich allen seinen (sinnlichen) Neigungen nachhaltig hinzugeben, ohne daß seine sehr lebendigen, mitunter an Bigotterie streifenden Beziehungen zur Kirche dadurch getrübt würden". Von sich selbst darf der strengsittliche Mann gegenüber den Anfeindungen, die ihn trafen, als er es nicht verhütet hatte, mit der Lucca auf Einem Bilde vereinigt zu werden, aufs bestimmteste versichern, daß man ihm ebenso wenig wie jener Dame jemals unerlaubte Beziehungen geschlechtlicher Art nachgesagt habe. [1]) Darüber soll kein Wort weiter verloren werden. Im Uebrigen frappiert, wie selten in seinen Aeußerungen dies im engeren Sinne sittliche Gebiet gestreift wird. Demoralisierend fand er vorzüglich die Eitelkeit, die seinem selbstgewissen Wesen so ferne lag. So schreibt er seiner Frau einmal [2]): „Es liegt etwas recht Demoralisierendes in der Kammerluft; die besten Leute werden eitel, ohne daß sie es merken, und gewöhnen sich an die Tribüne, wie an ein Toilettenstück, mit dem sie vor dem Publikum sich produzieren." Ihn bestimmt zum Eintreten wie zum Bleiben im Dienst das Pflichtgefühl. In der Ministerkrise von 1862 schreibt er [3]): „Den König unter Krankheitsvorwänden im Stich zu lassen, halte ich für Feigheit und Untreue. Soll es nicht sein, so wird Gott die Suchenden schon einen auftreiben lassen, der sich zum Topfdeckel hergiebt; soll es sein, dann voran! wie unsre Kutscher sagten, wenn sie die Leine nahmen".

Unser alter Kaiser hatte Recht, als er ihm bei Uebersendung des ordre pour le mérite schrieb [4]): „Ich weiß in Ihnen so sehr das Herz und den Sinn eines Soldaten." Die klingen so deutlich aus all seinen Reden heraus, vielleicht am schönsten aus dem Brief an Wentzel [5]): „Es kann (die deutsche Frage), wie meine Gesundheit, Stillstand und Rückschritt gelegentlich durchmachen, aber im Ganzen rückt es vorwärts, sobald wir mutig wollen und uns unseres Wollens nicht mehr schämen, sondern im Bunde, in der Presse, und vor allem in unsern Kammern offen darlegen, was wir in Deutschland vorstellen wollen und was der Bund bisher für Preußen gewesen ist: ein Alp und eine Schlinge um unsern Hals, mit dem Ende in ultramontanen Händen, die nur auf Gelegenheit zum Zuschnüren warten." Der ganze Stil ist hier militärisch diszipliniert. Darin wußte er

1) Bismarck-Briefe S. 421. 2) Ebenda S. 132 f. 3) Ebenda S. 336. 4) Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 165. 5) Bismarck-Briefe S. 282.

sich am meisten einig mit dem trefflichen Roon. Ihm schrieb er bei seinem Rücktritt[1]): „Wir werden, wenn Gott uns Leben giebt, uns der großen Zeit, die wir gemeinsam durcharbeiteten, als alte Freunde gern erinnern, und behäbigeren Nachfolgern mit weniger aufreibendem Diensteifer wohlwollend nachblicken."

Auf die letzten Stellen paßt in der That, was Graue über das Verhältnis von Sittlichkeit und Religion bei Bismarck bemerkt[2]): „Wie überhaupt eine gesunde und zum Bewußtsein ihrer selbst gekommene sittliche Persönlichkeit oftmals, auch ohne sich dessen zu erinnern, daß ihre Pflichten göttliche Gebote sind, auch ohne durch die Liebe zu Gott sich zum Guten getrieben zu fühlen, sich der unbedingten und unverbrüchlichen Gültigkeit des Sittengesetzes, der Absolutheit seiner Forderungen, des kategorischen Imperativs, um mit Kant zu reden, klar bewußt ist, so ists auch bei dem Fürsten B. Wiederholt hat er, ohne ein religiöses Empfinden auch nur leise anklingen zu lassen, von dem »kategorischen Imperativ des Pflichtgefühls«, dem »genötigt« sein zu wirken, geredet und bezeugt: »Ich habe einfach meine Schuldigkeit gethan, niemand zu Liebe. Nichts weiter« . . . »Meine Herren, wir haben . . . eine eigentümliche militärische Tradition, das ist die des Dienst- und Pflichtgefühls.« Aber Graue führt dann weiter aus, daß dies Gefühl durch seinen christlichen Glauben zu großer Höhe und zarter Empfindlichkeit gesteigert sei; ich glaube vielmehr, daß Bismarck selbst sich der Abhängigkeit seines Pflicht- von seinem Verantwortlichkeitsgefühl Gott gegenüber stark bewußt war. Busch erzählt, allerdings beide Male etwas verschieden[3]), wie der Kanzler im Januar 1871 eine Unterhaltung mit französischen Unterhändlern geschlossen mit den Worten: La patrie veut être servie et pas dominée. Als einer der Herren darauf doch bemerkte, das „servie" liefe freilich auf Unterordnung des genialen Individuums unter die Meinung und den Willen der Majorität hinaus, und die Majoritäten hätten stets wenig Verstand, Sachkenntnis und Charakter besessen, erwiderte der Kanzler sehr ernst, indem er das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott als einen seiner Leitsterne hervorhob und dem droit de genie gegenüber, das der Franzose hochgehalten wissen wollte, das devoir als das Vornehmere und in ihm Mächtigere betonte. La majorité n'est pas la patrie, fügte er hinzu. Bei

1) Bismarck-Briefe S. 475. 2) Bismarck-Jahrbuch I, S. 452 f. 3) Zuerst in „Bismarck und sein Werk" S. 49, dann verkürzt in Tagebuchblätter II, S. 112.

seiner Wiedergabe dieser Anekdote in „Graf Bismarck und seine Leute“ hatte Busch eingefügt: „Das Bewußtsein seiner (scil. des genialen Menschen, des Heros) Verantwortlichkeit“. Bismarck hat die Parenthese bei der Durchsicht gestrichen; wie kommt Busch dazu, sie nun wieder herzustellen? offenbar wollte Bismarck jede Sondermoral für sich als Genie ablehnen. Ebenso wenig kann man, wo doch die Verantwortlichkeit vor Gott daneben steht, das devoir als den kategorischen Imperativ auslegen. Dafür sprechen massenhafte Zeugnisse. Nicht blos seinem König und Kaiser gegenüber[1]) — da lesen wir einmal das schöne Gebet: „Möge Gott mir so viel Kraft geben, als ich guten Willen habe, den Stab, dessen Symbol mir Ew. Majestät als ein lebenslängliches teures Andenken heut schenken, nach Allerhöchst Ihrem Willen zum Heile unseres Vaterlandes zu führen“ — auch Roon[2]) und E. von Manteuffel[3]) gegenüber betont er die religiöse Wurzel seines Pflichtgefühls: „Ich diene Gott und nicht den Menschen, und bin oft genug in der Lage gewesen, den meinigen entgegengesetzte Ansichten des Königs und der Majorität des Ministeriums mit Eifer und Freude auszuführen. Wollte ich in solchen Fällen mich für verbraucht erklären, so würde mir der äußerliche Friede des Privatlebens längst gewonnen, der innere, den ich aus dem Bewußtsein des Dienstes für König und Land schöpfe, aber verloren sein.“ So verteidigte er die sozialen Reformgesetze[4]): „Ich meinerseits bekenne mich offen dazu, daß mein Glaube an die Ausflüsse unserer geoffenbarten Religion in Gestalt der Sittenlehre bestimmend für mich ist . . . Ich, der Minister dieses Staates, bin Christ und entschlossen, als solcher zu handeln, wie ich es glaube, vor Gott rechtfertigen zu können.“

Bismarck hat in diesen Zusammenhang von Sittlichkeit und Religion auch eine theoretische Einsicht bekundet. Busch erzählt uns glaubwürdig[5]), daß Bismarck Ende September 70 sich geäußert habe: „Das Pflichtgefühl des Menschen, der sich einsam im Dunkeln erschießen läßt, haben die Franzosen nicht. Und das kommt doch von dem Reste von Glauben in unserem Volke, davon, daß ich weiß, daß Jemand ist, der mich auch dann sieht, wenn der Leutnant mich nicht sieht.“ Als jemand ihn fragte: „Glauben Sie, Exzellenz, daß sie darüber nachdenken?“, gab Bismarck die vortreffliche Antwort: „Nachdenken — nein es ist

1) Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 25 und 59. 2) Bismarck-Briefe S. 446. 3) Ebenda S. 417. 4) vgl. bei Graue, vorige Seite Anm. 2. 5) Tagebuchblätter I, S. 247 ff.

ein Gefühl, eine Stimmung, ein Instinkt meinetwegen. Wenn sie nachdenken, kommen sie darüber hinweg. Dann reden sie sichs aus." Daran schlossen sich folgende verwandte Gedankenreihen: „Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höheren Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise — das Seine thun und jedem das Seine lassen, begreife ich nicht ... Wenn ich nicht Christ wäre, diente ich dem König keine Stunde mehr. Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug und brauchte sie nicht ... Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und übler Behandlung aussetzen, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit thun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, die diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben! Orden und Titel reizen mich nicht! ... Der entschlossene Glaube an ein Leben nach dem Tode — deshalb bin ich Royalist, sonst wäre ich von Natur Republikaner ... Ja, ich bin Republikaner — im höchsten Grade, und ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe, gegen alle möglichen Absurditäten, nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben ... Hätte ich die wundervolle Basis der Religion nicht, so wäre ich dem ganzen Hofe schon längst mit dem Sitzzeug ins Gesicht gesprungen, und schaffen Sie mir einen Nachfolger mit jener Basis, so gehe ich auf der Stelle. Aber ich lebe unter Heiden. Ich will keine Proselyten damit machen, aber ich habe das Bedürfnis, diesen Glauben zu bekennen."

Das Impulsive und Massige dieser offenbar durch den Gegensatz zum Tone der Umgebung verschärften Kundgebung gestattet nicht eine Einzelanalyse; der Grundgedanke von dem entschlossenen Glauben, der das Gefühl der Verantwortlichkeit allen Gelüsten der Selbstlebigkeit entgegenwirft, ist trefflich ausgesprochen. Auch im Folgenden, worin zugleich eine überraschende Feinheit der psychologischen Betrachtung des religiösen Lebens sich bekundet. Einer aus dem Kreise meinte: aber die Alten, die Griechen hätten

auch Selbstverleugnung und Hingebung gezeigt, hätten Vaterlandsliebe gehabt und Großes gethan mit ihr: er sei überzeugt, daß viele Leute jetzt gleiches thäten aus Staatsgefühl, aus dem Gefühl der Zusammengehörigkeit. Darauf ließ sich Bismarck nicht weiter ein; nach seiner Ansicht sei diese Selbstverleugnung und Hingebung an die Pflicht gegen den Staat und den König bei uns eben nur der Rest des Glaubens der Väter und Großväter in verwandelter Gestalt, „unklarer und doch wirksam, nicht mehr Glaube und doch Glaube! . . . Wie gerne ginge ich! Ich habe Freude am Landleben, an Wald und Natur. Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut."

* * *

Dieser entschlossene, Verantwortungs- und Pflichtgefühl tragende Glaube war verbunden mit einem ganz zweifelsfreien Vertrauen in die speziellste Vorsehung Gottes, eine Vorsehung, die sich namentlich in der Führung des deutschen Volkes und preußischen Hauses zu Kraft und Wesen ausweise. Hier begegnen die ergreifendsten Zeugnisse seines starken Glaubens. So sprach er es einmal gelegentlich der Beratung des Sozialistengesetzes[1]) aus: „Wenn ich zu dem Unglauben gekommen wäre, der diesen Leuten (den Sozialdemokraten) beigebracht ist — ja, meine Herren, ich lebe in einer reichen Thätigkeit, in einer wohlhabenden Situation; aber das alles könnte mich doch nicht zu dem Wunsche veranlassen, einen Tag länger zu leben, wenn ich das, was der Dichter sagt »an Gott und bessere Zukunft glauben« nicht hätte". Das ist das tief Beglückende, das uns aus dem ganzen Lebensbilde entgegentritt, daß dieser gewaltigste Beherrscher der Weltgeschicke, der die Fäden der Weltgeschichte mit souveräner Sicherheit und mit beispiellosem Erfolg zusammenhielt und lenkte, doch so klein war und blieb vor dem Gott, der alles lenkt. Im Jahre 64, da der erste Schritt zur Einheit gelungen, schrieb er[2]): „Ich kann mich darin allerdings täuschen, denn je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen, und wenn Sie ein inneres Widerstreben fühlen, so rede ich um so weniger zu, als ich gerne mit gutem Gewissen möchte behaupten können, daß es keine von der Regierung ge-

1) am 9. 10. 78, Politische Reden VII, S. 283. 2) am 16. 5. 64 an Arnim-Boytzenburg, Bismarck-Briefe S. 388.

machte Stimmung ist, die sich darin (in einer Erklärung) wiederspiegelt ... Sie sehen daraus, wie ich nach Menschenwitz die Sache auffasse; im übrigen steigert sich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der Herr auch unsere Irrtümer zu unserem Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zu heilsamer Demütigung." Wie wirksam dieses Rechnen mit Gottes Vorsehung auf Bismarcks große Politik war, zeigen zwei Aeußerungen über die Verantwortung eines Krieges. 1875 [1]) schrieb er dem Kaiser: „Ich würde noch heut wie 1867 in der Luxemburger Frage Ew. Majestät niemals zureden, einen Krieg um deswillen zu führen, weil wahrscheinlich ist, daß der Gegner ihn später besser gerüstet beginnen werde; man kann die Wege der göttlichen Vorsehung dazu niemals sicher genug im Voraus erkennen." Und in den „Gedanken und Erinnerungen" bestätigt Bismarck [2]), daß er der Theorie, daß man wahrscheinliche Kriege antecipando herbeiführen solle, stets entgegengetreten sei „in der Ueberzeugung, daß auch siegreiche Kriege nur dann, wenn sie aufgezwungen sind, verantwortet werden können, und daß man der Vorsehung nicht so in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwickelung nach eigener Berechnung vorzugreifen".

Graue hat hier schon das Beste gesagt, das ich darum gerne wiederhole [3]): „Zu diesem Glauben gehört ihm vor allem die Zuversicht, daß die göttliche Vorsehung das deutsche Volk zu etwas Gutem und Großem berufen hat und daß das nationale Einheitsstreben des deutschen Geistes aus Gott geboren ist und deshalb zum Ziele gelangen muß. Der Glaube an eine göttliche Weltregierung im christlichen Sinne und der Glaube an die Zukunft des Vaterlandes ist für ihn unzertrennlich ... Der Zug nach innen knüpft ihn immer fester an Beides zugleich, an seinen Gott und an sein Vaterland. Nicht als ob er Gott nur in dieser Welt gesucht hätte; er weiß von einem andern Vaterland, ohne welches dieses irdische Dasein »das An- und Ausziehen nicht wert wäre«. Aber mit sonnenheller Klarheit ist er sich dessen bewußt, daß, wie alle Frömmigkeit Gehorsam, Dienst, Gottesdienst ist, so insbesondere seine persönliche Frömmigkeit sich vornehmlich dadurch bethätigen und sein persönlicher Gottesdienst darin bestehen muß, daß er seinem irdischen Vaterlande dient ... sein staats-

1) am 13. 8. 75, Kaiser und Kanzlerbriefe S. 122. 2) II, S. 93.
3) Bismarck-Jahrbuch I, S. 451.

männischer Beruf ist ihm der gottgegebene Boden, auf welchem er die Echtheit seines Christenglaubens und die Gewissenhaftigkeit seiner Gesinnung bewähren soll und will."

Für diesen höchst persönlichen und speziellen Vorsehungsglauben will ich hier einige Zeugnisse in geschichtlicher Folge sammeln. 1851 schrieb er an seine Frau aus Frankfurt [1]): „Jeder von uns stellt sich, als glaubte er vom andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke, wenn ers nur aussprechen wollte; und dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird, als Dütken Sauer." 1860 schreibt er an den Bruder [2]): „Wenn wir so vor dem Winde weiter treiben, so ist es Gottes Wunder und besondere Gnade, wenn wir nicht so fest laufen, daß die Fragen von Juden und Grundsteuern bald sehr nebensächlich erscheinen." 1863 an die Frau [3]): „Nun geht der Wahlschwindel los. Gesund bin ich dabei mit Gottes Hilfe: aber es gehört ein demütiges Vertrauen auf Gott dazu, um an der Zukunft unseres Landes nicht zu verzweifeln. Möge er vor allem dem König Gesundheit schenken!" Immer häufiger begegnet von da an, offenbar unter dem Druck der enormen Verantwortung, der Seufzer: Wie Gott will! So im Briefe an Roon vom 21. Januar 1864 [4]): „Wie Gott will. Nach 16 bis 30 Jahren ist es für uns gleichgültig, für unsere Kinder nicht ... Was soll man da noch reden und schimpfen? Ohne Gottes Wunder ist das Spiel verloren, und auf uns wird die Schuld von Mit- und Nachwelt geworfen. Wie Gott will, Er wird wissen, wie lange Preußen bestehen soll. Aber leid ist mirs sehr, wenn es aufhört, das weiß Gott!" Eigenartig ist auch die Bemerkung an Roon [5]): „Ich muß doch sagen, daß im Klima eine wunderbare Gnade Gottes gegen den Südländer liegt." Aus dem Kriege 1866 schreibt er an die Frau [6]): „Ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn ... Holen sie ihre Südarmee hervor, so werden wir sie mit Gottes gnädigem Beistande auch schlagen; das Vertrauen ist allgemein ... Es muß doch ein tiefer Fonds von Gottesfurcht im gemeinen Mann sitzen, sonst könnte das alles nicht sein". Dem Bruder schreibt er 1870 [7]):

1) 18. 5. 51, Bismarck-Briefe S. 107. 2) 12. 5. 60 Ebenda S. 287. 3) 4. 9. 63, a. a. O. S. 378. 4) Ebenda S. 382. 5) 7. 10. 64, a. a. O. S. 403. 6) am 9. 7. 66, a. a. O. S. 429. 7) 27. 7. 70, Bismarck-Briefe S. 462.

„Möge Gott dir verleihen, daß du dich mit den Deinigen wohlbehalten des Sieges über die große Räuberbande freuen kannst, die vermutlich gerade morgen über unsere Westgrenze hereinbrechen wird.“ Am 13. Juni 1871 spricht er [1]) dem deutschen Heere im Reichstag seinen Dank aus, „daß unser Volk geschützt worden ist vor den Leiden und Drangsalen des Krieges im Lande, vor dem Druck des Eroberers, ja daß darüber hinaus Gott seinen Segen gegeben hat, das deutsche Volk in diesem Kriege, wo man es böse mit uns vorhatte und es gut wurde durch Gottes Hilfe, zu einigen und ihm Kaiser und Reich wieder zu geben.“ Nach dem zweiten Attentat auf seinen kaiserlichen Herrn schreibt er ihm [2]): „Ich freue mich über jedes neue Jahr, welches Gott mir schenkt, um an dem Entwickelungsgange unseres Vaterlandes in Ew. Majestät Dienst weiterarbeiten zu können, und die Ueberzeugung in mir zu befestigen, daß Gottes Vorsehung die Deutschen gnädiger als andere Nationen der Zukunft entgegenführt. Möge Er zu diesem Zwecke uns Ew. Majestät erfahrene und väterliche Leitung lange erhalten und für heut die äußerliche Verletzung bald und schmerzlos vorübergehn lassen.“

Eine zusammenhängende Aeußerung des Fürsten über Gott in der deutschen Geschichte, die ich selbst einst in Jena mit angehört, führt zugleich das Verhältnis der göttlichen Vorsehung und der eigenen Leistung in erschöpfender Weise aus [3]): „Ich kann in dem ganzen Gange, den uns Gottes Vorsehung geführt hat, doch nur eine besondere Vorherbestimmung erkennen. Selbst die Schlacht, die für ein preußisches Herz mit dem Namen Jena schmerzliche Empfindungen weckt, war notwendig, wenn die geistige Reaktion in Preußen erfolgen sollte, wenn das in Preußen überhaupt möglich sein sollte, was ich erstrebte, das heißt ein königlich preußisches Heer in den Dienst der nationalen Idee zu stellen. Das alte friederizianische Heer wäre schwerlich ein Pfleger des heutigen verfassungsmäßigen und nationalen Staatslebens geworden.“ Auch der österreichische und französische Krieg bildeten notwendige Vorbedingungen. „Diese ganze Entwickelung müssen Sie nicht meiner vorausberechnenden Geschicklichkeit zuschreiben; es wäre eine Ueberhebung von mir, zu sagen, daß ich diesen ganzen Verlauf der Geschichte vorausgesehen oder vorbereitet hätte. Man kann die Geschichte überhaupt nicht machen; aber man kann

1) Politische Reden V, S. 127. 2) Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 153 vom 2. 4. 81. 3) Fürst Bismarck in Jena. Jena, Neuenhahn 1872, besonders S. 17 f. 29 f.

immer aus ihr lernen. Man kann die Politik eines großen Staates, an dessen Spitze man steht, seiner historischen Bestimmung gemäß leiten, das ist das ganze Verdienst, was ich für mich in Anspruch genommen habe. Es gehört allerdings noch mehr dazu — Vorurteilslosigkeit, Bescheidenheit, Verzicht auf gewisse Lieblingsideen und auf eigene Ueberhebung, und zwar dies in höherem Grade als eine überlegene Intelligenz, die Alles voraussieht und beherrscht. . . . . Ich bin von früh auf Jäger und Fischer gewesen, und das Abwarten des rechten Momentes ist in beiden Situationen die Regel gewesen, die ich auf die Politik übertragen habe. Ich habe oft lange auf dem Anstand gestanden und habe mich von Insekten umschwärmen und zerstechen lassen müssen, ehe ich zum Schuß kam. Ich möchte von mir nur den Verdacht abwehren, daß ich unbescheiden gewesen bin, daß ich Verdienste in Anspruch nahm, die mir nicht beiwohnen. Das Verdienst, das ich beanspruche, ist: ich habe nie einen Moment gehabt, in dem ich nicht ehrlich und in strenger Selbstprüfung darüber nachgedacht, was ich zu thun habe, um meinem Vaterlande, und ich muß auch sagen, meinem verstorbenen Herrn, König Wilhelm I, richtig und nützlich zu dienen. Das ist nicht in jedem Augenblicke dasselbe gewesen, es haben Schwankungen und Wendungen in der Politik stattgefunden, aber Politik ist eben an sich keine logische und keine exakte Wissenschaft, sondern es ist die Fähigkeit, in jedem wechselnden Moment der Situation das am wenigsten Schädliche oder das Zweckmäßigste zu wählen. Es ist mir das nicht immer gelungen, aber überwiegend doch in den meisten Fällen. Man hat von mir gesagt, ich hätte außerordentlich viel Glück gehabt in meiner Politik. Das ist richtig; aber ich kann dem deutschen Reiche nur wünschen, daß es Kanzler und Minister haben möge, die immer Glück haben. Es hat das eben nicht jeder."

Und noch zwei Sätze aus der großen Marktrede in Jena! „Ich habe erst in reiferen Jahren einsehen gelernt, welchen Ring in der Kette der göttlichen Vorsehung für die Entwickelung unsres deutschen Vaterlandes die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herz kann sich nicht darüber freuen, mein Verstand sagt mir aber: wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Sedan auch nicht gewesen." „Es gehört zu der göttlichen Führung der deutschen Nation, auf die ich für die Zukunft Vertrauen habe, daß politische Zufälle, die niemand voraussehen konnte, den engen Zusammenhang zwischen Oesterreich und Rußland, der uns zur Zeit

von Olmütz gegenüberstand, sprengten u. s. f."

Mit dem Glauben an die Führung der deutschen Nation gehörte unmittelbar zusammen der Glaube an eine spezielle Fürsorge Gottes für das angestammte Königtum. Wie wir schon aus der Rede über den christlichen Staat wissen, war Bismarcks Loyalität unmittelbar mit seiner Frömmigkeit geeint — wie sein Verhalten im Zustande der Gereiztheit durch den jungen Herrn sich damit verträgt, kann hier nicht erörtert werden; es erklärt sich zum Teil aus der Gebundenheit an die Idee des Königtums, wie sie in dem alten Herrn verkörpert war. Durchaus wahr sind jedenfalls folgende Aeußerungen an König Wilhelm[1]): „Angesichts des Weihnachtsfestes habe ich das Bedürfnis, Ew. Majestät zu versichern, daß meine Treue und mein Gehorsam gegen den Herrn, den Gott mir auf Erden gesetzt hat, auf derselben festen Grundlage beruhe, wie mein Glaube." „Vielleicht ist meine Sorge thöricht und sogar, wenn sie begründet wäre und Ew. Majestät darüber hinweggehen wollte, so würde ich denken, daß Gott Ew. Majestät Herz lenkt, und meine Dienste deshalb nicht minder freudig thun, aber zur Wahrung des Gewissens doch ehrfurchtsvoll anheimgeben u. s. f." „Ew. Majestät wolle sich überzeugt halten, daß es meinem Gefühle, ich kann sagen, meinem Glauben widerstrebt, die höchsten landesväterlichen Entschließungen über Krieg und Frieden in zudringlicher Weise beeinflussen zu wollen; es ist das ein Gebiet, auf dem ich Gott allein getrost überlasse, Ew. Majestät Herz zum Wohle des Vaterlandes zu lenken, und mehr beten als raten möchte. Die Ueberzeugung darf ich dabei aber doch nicht verhehlen u. s. f."

Es ist wichtig, sich diese Gedanken- und Empfindungszusammenhänge noch mehr zu vergegenwärtigen. Ich reihe deshalb wieder in geschichtlicher Folge einige charakteristische Aeußerungen aneinander. Nach dem Staatsstreich Napoleons schrieb Bismarck[2]): „Der erste Eindruck, den mir der zweite Dezember machte, war ein gemischter, ähnlich dem, als das Gehöft eines mir benachbarten Demokraten und Leuteschinders brannte; der Anteil des Ormuzd in mir fand das Schauspiel peinlich, während Ahriman in den dunkeln Winkeln meines Herzens ein uneingestandenes Behagen verbreitete, gemischt aus der befriedigten avidité d'émotions und dem Gedanken, daß es nicht mich, und daß es gerade

1) 24. 12. 64 und 1. 8. 65 und 22. 4. 66 Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 59, 61 und 69. 2) Briefe an Gerlach, 28. 12. 51, S. 13.

diesen traf. So dachte ich mir Frankreich unter dem Gesichtspunkte fiat experimentum in corpore vili; Gott zeigt uns, wohin das führt, wenn ein Volk das Festland der Legitimität steuerlos verläßt, um sich dem Malstrom der Revolution anzuvertrauen." Von den Frankfurtern urteilt er[1]): „Diese Feigheit hindert nicht, daß die Bevölkerung, der jedes innere Christentum, jede Achtung vor ihrer Obrigkeit abhanden gekommen ist, mit der Revolution sympathisiert." Man beachte hier die Gleichsetzung von innerem Christentum und Loyalität! Dann nennt er wieder[2]) die Kammern „ein brauchbares und in ruhigen Zeiten gesundes Korrektiv für seine von dem Krebs republikanisch-heidnischer Bildung angefressene Bureaukratie." Etwas später ruft er aus in Verzweiflung über die romantische Politik des Königs[3]): „In meine Denkungsweise paßt eine direkte Opposition gegen den ausgesprochenen Willen meines Königs überhaupt nicht, besonders so lange ich in seinen Diensten bin . . . Ich gehorche, wenn Gegenvorstellung nicht hilft, auch dann, wenn ich Sr. Majestät Willen für unweise halte oder doch für abweichend von dem, was ich thun würde, wenn Gott mich zum Könige gemacht hätte." Dem König Wilhelm redet er[4]), gewiß mit Aufrichtigkeit, aber doch in Einseitigkeit, von den „Gefühlen ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit, mit welcher bei uns im Lande Gott sei Dank jeder Mann von Ehre zu seinem Landesherrn aufblickt". Gleichzeitig braust er auf[5]) gegen die „Donquixoterie, welche unsern König und seine Regierung nur abschwächt für die Durchführung der eigensten Aufgabe, den der Krone Preußen von Gott übertragenen Schutz Preußens gegen Unrecht, von außen oder innen kommend, zu handhaben". Aus dieser hohen Auffassung vom Beruf der Krone Preußen heraus überwand er bei der Uebernahme des Konfliktministeriums, dem König nach Jüterbogk entgegenfahrend, die Mutlosigkeit des Monarchen durch den Appell an sein Pflichtgefühl[6]): „. . sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eignen Blute besiegeln, ob auf dem Schaffot oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von

1) 25. 4. 53, Ebenda S. 74. 2) 25. 11. 53, Ebenda S. 107. 3) 20. 1. 54, Ebenda S. 124. 4) 2. 1. 61, Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 24. 5) 18. 9. 61 an Below, Bismarck-Briefe S. 314. 6) Gedanken und Erinnerungen I, S. 285.

Gottes Gnaden verliehenen Rechte."

Dies Verhältnis zu dem König, mit dem er gekämpft und gesiegt hat, nahm immer mehr religiöse Innigkeit an. Bismarck schreibt ihm vor dem 70er Krieg[1]): „Mein Herz ist noch mehr befriedigt in dem Gefühle, unter Gottes sichtbarem Segen einem angestammten Herrn zu dienen, dem ich mit voller persönlicher Liebe anhänge, und dessen Zufriedenheit zu besitzen für mich der in diesem Leben begehrteste Lohn ist." Und bald danach[2]): „Für eine besonders glückliche Fügung erkenne ich es, daß Gott mich auf Erden zum Dienst eines Herrn berufen hat, dem ich freudig und mit Liebe diene, weil die angestammte Treue des Unterthanen unter Ew. Majestät Führung niemals zu befürchten hat, mit einem warmen Gefühl für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes in Widerstreit zu geraten." Bei der nächsten Kabinetskrise äußert sich diese Loyalität ungeschmälert[3]): „Ich fürchte, daß ich verbrauchter bin, als ich mir selbst eingestehen mag, und diese Sorge sowie das Gefühl der Beschämung darüber, daß ich in so wichtigen Momenten nicht auf meinem Posten und zu Ew. Majestät Dienst bin, drücken mich nieder, wenn ich mir auch sage, daß ich mich in Demut dem Willen Gottes zu ergeben habe, der meiner Mitwirkung nicht bedarf und meinen Kräften ihre Schranke zieht . . . Auf diese Weise wird meine Heranziehung, so lange mir Gott nicht zu bessern Kräften hilft, allein in Ew. Majestät gnädige und umsichtige Hand gelegt sein. Meine Hoffnung und meine Bitte zu Gott aber ist, daß mir bald wieder vergönnt sein möge, unter Ew. Majestät Augen selbst wieder meine Pflicht zu thun und die Beruhigung wieder zu gewinnen, die in der Arbeit liegt."

In heroischer Energie spricht sich diese fromme Treue samt dem Glauben an die göttliche Führung der preußischen Krone in dem Abschiedsbrief an den scheidenden Roon aus[4]): „Gott hat die Fahnenflucht unserer Junker von Thron und Evangelium zugelassen und dadurch unser Rüstzeug schwer geschädigt, aber ich schöpfe auch hier wie 63, 67, 70 in all den Kämpfen, die wir, lieber alter Freund, Schulter an Schulter siegreich bestanden haben, Mut aus dem mich tief innerlich berührenden und leitenden Worte: Gott widerstehet den Hoffärtigen, und auch im Kampfe mit Kleist, Waldow und Gerlach, wie mit den ehr-

1) 13. 1. 70, Kaiser und Kanzlerbriefe S. 94. 2) 1. 8. 72, Ebenda S. 106. 3) 13. 11. 72 a. a. O. 108 f. 4) 20. 11. 73, Bismarck-Briefe S. 483.

geizigen Priestern des römischen Götzendienstes, sehe ich die Hoffart zu meinem Trost im feindlichen Lager. Gefochten soll sein, das ist mir so klar, als ob Gott es mir auf deutsch direkt befohlen hätte, ich stehe dienstlich an der Bresche, und mein irdischer Herr hat keine Rückzugslinie, also vexilla regis prodeunt, und ich will, krank oder gesund, die Fahne meines Lehnsherrn halten, gegen meine faktiösen Vettern so fest wie gegen Papst, Türken und Franzosen. Vermüde ich, so bin ich anschlagmäßig verwendet, und der Verbrauch meiner Person ist vor jedem Rechnungshofe justifiziert. Durch Ihren Austritt bin ich vereinsamt, unter — Ministern — die einzig fühlende Brust . . . Wir werden mündlich doch noch manchen Rückblick auf die 11 Geschichtsjahre thun können, die Gott uns zusammen hat durchkämpfen lassen, und in denen wir mehr von seiner Gnade erlebt haben, als wenigstens mein Verstehen und Erwarten faßte. Im Amte aber wird es einsam um mich sein, je länger, je mehr; die alten Freunde sterben oder werden Feinde, und neue erwirbt man nicht mehr. Wie Gott will."

Noch einige Zeugnisse dieser Vasallentreue seien gestattet! Anläßlich des ersten Attentats schreibt der Kanzler seinem Kaiser[1]): „In der Schlechtigkeit der Untreue liegt für treue Unterthanen ein Sporn der Treue, und ich bitte Gott, seitdem noch eifriger als früher, mir die Gesundheit zu geben, deren ich bedarf, um Ew. Majestät, so lange ich lebe, meine herzliche Dankbarkeit und meine Treue als geborner Dienstmann des brandenburgischen Herrscherhauses durch die That zu beweisen." Und nach seiner Wiederherstellung[2]): „Ich vermag nur schriftlich Ew. Majestät den herzlichsten Wunsch zu Füßen zu legen, daß Gottes Segen in der wieder übernommenen Regierung Ew. Majestät Trost und Genugthuung gewähren möge für Verbrechen und Undank der Menschen, welche Ew. Majestät im Herzen ebenso schwer wie äußerlich haben verletzen müssen." Endlich zu Weihnachten 1883[3]): „Ew. Majestät Zufriedenheit mit mir hat für mich einen höhern Wert als der Beifall aller Andern. Ich danke Gott, daß er mein Herz so gestimmt hat; denn Ew. Majestät Zufriedenheit habe ich erwerben können, den Beifall der Andern aber selten und vorübergehend. Ich danke aber auch Ew. Majestät für die Unwandelbarkeit, mit welcher Allerhöchstdieselben mir in dem langen

---

1) 9. 11. 78, Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 137. 2) 3. 12. 78 Ebenda S. 137. 3) Ebenda S. 163 f.

Zeitraum von mehr als 20 Jahren, unbeirrt durch die Angriffe meiner Gegner und durch meine eignen mir wohlbekannten Fehler, in den schwierigsten und in den ruhigen Zeiten stets Ihr Vertrauen bewahrt und mir ein huldreicher Herr geblieben sind. Weiter bedarf ich auf dieser Welt, neben dem Frieden mit dem eigenen Gewissen vor Gott, nichts mehr. Gottes Segen ist mit Ew. Majestät Regiment gewesen und hat Ew. Majestät vor andern Monarchen, die Großes ausgeführt haben, den Vorzug gegeben, daß Allerhöchstdero Diener mit Dankbarkeit gegen Ew. Majestät auf ihre Dienstleistungen zurückblicken. Die Treue des Herrschers erzeugt und erhält die Treue seiner Diener."

Von da aus führt eine gerade Linie über die Jahre nach des alten Herrn Tod hinweg zu der letztwilligen Verfügung, deren grandiose Aufrichtigkeit in dem, was sie sagt, wie in dem, was sie nicht sagt, uns Alle erschüttert hat[1]): „Als Grabschrift wünsche ich . . . den Zusatz: ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I." Es gehört aber zur lebendigen Frömmigkeit des großen Mannes diese wohlverdiente Treue gegen seinen königlichen Herrn, auf den in der That[2]) zutrifft, was Jesus Sirach im 10. Kapitel sagt: „Es stehet in Gottes Händen, ob es einem Regenten gerate; derselbe giebt ihm einen löblichen Kanzler. Einem weisen Knecht muß der Herr dienen, und ein vernünftiger Herr murrt nicht darum."

* * *

Vielen ernsten Christen will es nicht gelingen, mit dem Bilde des in Gott gebundenen und durch Vertrauen auf Seine Leitung freien Helden die Rücksichtslosigkeiten und Skrupellosigkeiten der Bismarckschen Politik zu vereinigen. Es muß also versucht werden, die Bismarckschen politischen Maximen aus seiner Religiosität und Gewissenhaftigkeit heraus zu begreifen — womit freilich keineswegs alle seine Praktiken gerechtfertigt werden sollen. Bereits 1865 hatte der schon erwähnte strenggläubige Andrae-Roman ihn darüber zur Rede gestellt; ihm erwiderte der Angegriffene[3]): „Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos, meinem Gefühl nach eher feige, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich treten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst.

---

1) Bismarck-Jahrbuch VI. S. 339. 2) M. Busch, Bismarck und sein Werk S. 102. 3) 26. 12. 65, Bismarck-Briefe S. 421.

Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, thut mir Unrecht und soll sich sein Gewissen auf diesem Kampfplatze erst selbst einmal versuchen."

Bismarck hat dann wieder im Beginn des 70er Krieges M. Busch beauftragt, seine Ansichten über Moral und Politik in einem Artikel zu verarbeiten, worin es heißt[1]): „Allerdings ist die öffentliche Meinung nur zu sehr geneigt, politische Verhältnisse und Ereignisse in der Weise von privatrechtlichen und privaten überhaupt aufzufassen und unter anderm zu verlangen, daß bei Konflikten zwischen Staaten der Sieger sich mit dem Moralkodex in der Hand über den Besiegten zu Gericht setze und ihn für das, was er gegen ihn, womöglich auch für das, was er gegen Andere begangen, zur Strafe ziehe. Ein solches Verlangen ist aber völlig ungerechtfertigt; es stellen heißt die Natur politischer Dinge, unter die die Begriffe Strafe, Lohn, Rache nicht gehören, gänzlich mißverstehen; ihm entsprechen hieße das Wesen der Politik fälschen. Die Politik hat die Bestrafung etwaiger Versündigungen von Fürsten und Völkern gegen das Moralgesetz der göttlichen Vorsehung dem Lenker der Schlachten zu überlassen. Sie hat weder die Befugnis noch die Pflicht, das Richteramt zu üben, sie hat sich unter allen Umständen einzig und allein zu fragen: Was ist hiebei der Vorteil meines Landes, und wie nehme ich diesen Vorteil am besten und fruchtbarsten wahr? Gemütliche Regungen haben auf dem Gebiete der politischen Berechnung so wenig Bürgerrecht als auf dem des Handels. Die Politik hat nicht zu rächen, was geschehen ist, sondern zu sorgen, daß es nicht wieder geschehe." Damit vergleiche man die Auseinandersetzungen mit Gerlach (oben S. 17 ff.)!

Damit stimmt der ganze schwere Kampf, den der Minister mit der sentimentalen Moral seines edeln Königs zu führen hatte, ein Kampf, der ihm schwerer fiel als alle Kämpfe nach außen[2]). Schon 1861 klagt er darüber an Roon[3]): „Von den Fürstenhäusern, von Neapel bis Hannover wird uns keines unsre Liebe danken, und wir üben an ihnen recht evangelische Feindesliebe auf Kosten der Sicherheit des eigenen Thrones. Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Vendee, aber gegen alle andern fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit, den Finger für sie aufzuheben. In dieser Denkungsweise fürchte ich

1) Tagebuchblätter I, S. 202 f. 2) vgl. hiezu die ganze Darstellung des Verhältnisses bei E. Marcks, Kaiser Wilhelm I. 3) 2. 7. 61. Bismarck-Briefe S. 306.

von der unseres allergnädigsten Herrn so weit entfernt zu sein, daß er mich schwerlich zum Rate seiner Krone geeignet finden wird." Es gehört zu dem dramatisch Reizvollsten seines Lebens, wie er jeden Erfolg in der preußisch-deutschen Frage zuvor seinem geliebten Herrn und dessen vermeintlich idealerer Gesinnung abringen mußte. Bei der gewaltigen Szene in Nikolsburg erwiderte er dem gänzlich irregeleiteten Monarchen, der Oesterreich züchtigen wollte [1]): wir hätten nicht eines Richteramts zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben; Oesterreichs Rivalitätskampf gegen uns sei nicht strafbarer als der unsrige gegen Oesterreich; unsere Aufgabe sei Herstellung oder Anbahnung deutsch-nationaler Einheit unter Leitung des Königs von Preußen. „Ich wiederholte, daß wir nicht vergeltende Gerechtigkeit zu üben, sondern Politik zu treiben hätten." Auch die Annexionen von 1866 galt es zu rechtfertigen gegen diese moralische Gefühlspolitik [2]). „Der Staatsmann, den die Ereignisse in den Stand setzen, letzteres zu thun (Annexionen zu machen), und der sie nicht benutzt, nimmt eine große Verantwortlichkeit auf sich, da die völkerrechtliche Politik und das Recht der deutschen Nation, ungeteilt als solche zu leben und zu atmen, nicht nach privatrechtlichen Grundsätzen beurteilt werden kann." Aehnlich an Herzog Ernst [3]): „Ich glaube, daß auch dem germanischen Rom der Zukunft, falls Gott ihm überhaupt eine beschеert, einige Gewaltthat an den Sabinern nicht erspart bleiben wird." Dem Sohn schreibt er von Paris aus [4]): „Im Uebrigen ist uns ein gut behandelnder Napoleon nützlich, und darauf allein kommt es mir an. Die Rache ist Gottes."

Nun dürften wir uns in den auswärtigen Fragen wohl alle in diese gegen Gefühl und Moral gleichgültige Real- und Nützlichkeitspolitik, der wir das Reich und seinen 30jährigen Frieden danken, eingelebt haben. Wir haben uns gewöhnt, uns des klügsten Sachwalters zu freuen mit derselben Freude, die Jesus an dem ungerechten Haushalter äußert, Luk. 10. Wir stimmen zumeist Neubauer zu [5]): „Mit der sittlich religiösen Kraft eines in sich gefesteten Charakters, mit der Hochschätzung der sittlichen Idee, der Beurteilung der Dinge und Personen nach ihrem sittlichen Wert, ohne die er uns nicht der Große wäre, verbindet er ein tiefes Verständnis für die Realitäten des Lebens, eine überlegene,

1) Gedanken und Erinnerungen II, S. 46. 2) Ebenda II, S. 71. 3) 9. 6. 66, Bismarckbriefe S. 424. 4) An Herbert 23. 10. 70, Bismarck-Jahrbuch VI, S. 235. 5) Bismarck-Jahrbuch VI, S. 253.

immer neue Gestalten annehmende Fähigkeit, sie zu benutzen und zu regieren. Dort Ajas, hier Odysseus, über dem die Wellen der Ereignisse nie zusammenschlagen, der mit souveräner Ruhe, mit überlegener Ironie die jeder Situation entsprechende Lösung findet, der im Sturm leidenschaftlicher Erregung, im Drange der Gefahr nie die kühle Klarheit des Denkens verliert. Ja, mit erbarmungsloser Logik zieht er aus den politischen Verhältnissen die Konsequenzen; seine Pflicht, seinem Lande zu dienen, vor Augen, nutzt er die Vorteile der Lage bis an die Grenze des Erlaubten aus, aber ohne sie zu überschreiten." Aber läßt sich das ebenso von der inneren, von der Kulturpolitik Bismarcks sagen? Hier bemerkt man nur zu oft, daß Bismarck im Grunde Diplomat ist, der 1866 auch im Abgeordnetenhause erklärte[1]): „Mir sind die auswärtigen Angelegenheiten an sich Zweck und stehen mir höher als die übrigen. Denn in der auswärtigen Politik giebt es Momente, die nicht wiederkehren." Behandelt er nicht seine inneren Gegner wie äußere Feinde? Erweisen sich seine politischen Reden nicht am glänzendsten in Parade und Angriff? „Für vieler braver Deutscher Geschmack hat er dies ja nur zu oft und nachhaltig gethan. Auge um Auge, Zahn um Zahn, auch nicht das Geringste hinnehmen, jeden Angriff auf seine Person und seine Sache zurückschlagen bis zur völligen Lahmlegung des Gegners — das waren entschieden seine parlamentarischen Losungen." [2]) Wir müssen doch sagen, er hat den Grundsatz: „ich schlage wieder, wenn ich geschlagen werde" mit durch keine evangelischen Skrupel gemilderter Gewaltthätigkeit durchgeführt, selbst kleinen Gegnern gegenüber mit wenig großmütiger Gereiztheit. Noch in den „Gedanken und Erinnerungen" begegnet dieser nie rastende Haß, das gerechte Urteil trübend; ich erinnere nur an die ungerechten Urteile über die Parteien und ihre Führer, an die Beurteilung der Frankfurter Professoren, der Roggenbach, Lasker, Stöcker. Da fehlt alle objektive Größe, aller Großmut, alle Souveränität.

Aber die Folgen dieser Uebertragung der auswärtigen Realpolitik in unser inneres Staatsleben sind noch viel bedeutsamer. Nicht erst die „Gedanken und Erinnerungen" haben uns darüber belehrt, daß es Grundsatz bei Bismarck war, auch so tief ins Leben der Nation, in ihr Herz und Gewissen einschneidende

---

1) Zitiert von Neubauer, a. a. O. S. 253. 2) Dr. Vogel, Zur Charakteristik der politischen Reden B's, Bismarck-Jahrbuch III, S. 347.

Fragen wie das allgemeine Wahlrecht, den Kulturkampf, die Zivilehe, den Frieden mit Rom, die Bekämpfung der gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie und der Christlich-Sozialen, die Schulreform statt von prinzipiellen Gesichtspunkten der Volksmoral lediglich vom Standpunkt der augenblicklichen Opportunität zu behandeln. Besonders charakteristisch und zu einer gerechten Beurteilung anleitend ist hiefür Bismarcks Rückblick auf die Einführung des allgemeinen Wahlrechts[1]): „Ich habe kein Bedenken getragen, die damals stärkste der freiheitlichen Künste, das allgemeine Wahlrecht, schon durch die Zirkulardepesche vom 10. Juni 1866 mit in die Pfanne zu werfen, um das monarchische Ausland abzuschrecken von Versuchen, die Finger in unsere nationale Omelette zu stecken. Ich habe nie gezweifelt, daß das deutsche Volk, sobald es einsieht, daß das bestehende Wahlrecht eine schädliche Institution sei, klar und stark genug sein werde, sich davon frei zu machen. Kann es das nicht, so ist meine Redensart, daß es reiten könne, wenn es erst im Sattel säße, ein Irrtum gewesen. Die Annahme des allgemeinen Wahlrechts war eine Waffe im Kampf gegen Oesterreich und weiteres Ausland, im Kampfe für die deutsche Einheit, zugleich eine Drohung mit letzten Mitteln im Kampf gegen Koalitionen. In einem Kampf derart, wenn er auf Tod und Leben geht, sieht man die Waffen, zu denen man greift, und die Werte, die man durch ihre Benützung zerstört, nicht an; der einzige Ratgeber ist zunächst der Erfolg des Kampfes, die Rettung der Unabhängigkeit, nach außen; die Liquidation und Aufbesserung der dadurch angerichteten Schäden hat nach dem Frieden stattzufinden. Außerdem halte ich noch heute das allgemeine Wahlrecht nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch für ein berechtigtes Prinzip, sobald nur die Heimlichkeit beseitigt wird, die außerdem einen Charakter hat, der mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes in Widerspruch steht. Die Einflüsse und Abhängigkeiten, die das praktische Leben mit sich bringt, sind gottgegebene Realitäten, die man nicht ignorieren kann und soll. Wenn man es ablehnt, sie auf das politische Leben zu übertragen, und im letzteren den Glauben an die geheime Einsicht Aller zu Grunde legt, so gerät man in einen Widerspruch des Staatsrechts mit den Realitäten des menschlichen Lebens, der praktisch zu stehenden Friktionen und schließlich zu Explosionen führt und theoretisch nur auf dem

1) Gedanken und Erinnerungen II, S. 58 f.

Wege sozialdemokratischer Verrücktheiten lösbar ist, deren Anklang auf der Thatsache beruht, daß die Einsicht großer Massen hinreichend stumpf und unentwickelt ist, um sich von der Rhetorik geschickter und ehrgeiziger Führer unter Beihilfe eigener Begehrlichkeit stets einfangen zu lassen. — Das Gegengewicht dagegen liegt in dem Einflusse der Gebildeten."

Wir acceptieren gern das Wort von den gottgegebenen Realitäten, die Bismarck, soweit es die Heimlichkeit der Wahl betrifft, ignoriert zu haben zugiebt. Aber zu diesen gottgegebenen Realitäten gehören für uns neben dem Unverstand auch das religiöse Autoritätsbedürfnis der Massen, das Bismarck im Kulturkampf über der Polengefahr übersah, das Bedürfnis der sittlichen Zustimmung in Fragen der inneren Politik, das Bedürfnis des kleinen Mannes, nicht bloß sein Leben zu fristen, sondern sich selbst und seinen Stand geehrt zu sehen. Es soll wahrlich nicht verkannt werden, daß in gewissen Grenzen unser Bismarck wie Stein[1]) der Bannerträger des sittlichen Staatsgedankens ist; daß ihm auch der Staat „kein Verein zur Hervorbringung und Verarbeitung roher Produkte, keine landwirtschaftliche und Fabrikenverbindung, sondern sein Zweck religiöse, moralische, geistige und körperliche Entwickelung" war. „Fürst Bismarck stellt dem Staat die Aufgabe der Uebung praktischen Christentums, d. h. der Bethätigung unserer christlichen Sittenlehre auf dem Gebiete der Nächstenliebe[2]). Stein verkündet seinem Zeitalter mit den mahnenden Worten eines Propheten die sozialen Pflichten des Individuums. Bismarck hat die Wucht einer großen Persönlichkeit dafür eingesetzt, die sozialen Pflichten des Staates uns ins Bewußtsein zu graben." Es fehlen auch nicht unwillkürliche Zeugnisse Bismarcks für jene ethische Zielsetzung. Ich zitiere hier nur zwei. 1853 schreibt er an Ludwig von Gerlach[3]): „Es würde doch gerade wegen der Mißdeutungen, denen der Widerstand dagegen unterliegt, wünschenswert sein, daß bei Verhandlung über die Maischsteuer von der Ritterschaft jeder Verdacht fern bleibt, als sei sie nicht bereit, von diesem, christlicher Sitte ohnedem nicht unter die Arme greifenden Gewerbe jede Last zu tragen, welche der Staatshaushalt vernünftiger Weise auferlegen kann." Und 1877 während des russisch-türkischen Krieges schreibt er dem Kaiser[4]): „Es ist unmöglich, ohne bewegte Teilnahme

1) Zum folgenden vgl. Neubauer, a. a. O. S. 264. 2) s. auch oben S. 26. 3) 1. 5. 53, Bismarck-Briefe, S. 156. 4) Kaiser- und Kanzlerbriefe. 28. 7. 77. S. 131.

das Unglück dieser tapferen und befreundeten Truppen zu lesen und ohne Erbitterung von den schändlichen Greuelthaten der Türken gegen Verwundete und Kranke Kenntnis zu nehmen. Bei solchen Barbareien ist es schwer, die diplomatische Ruhe zu bewahren, und ich denke, daß unter allen christlichen Mächten das Gefühl der Entrüstung allgemein sein muß. — Für die Russen liegt in diesen Erscheinungen ein Zeugnis, daß sie wirklich die Vorkämpfer christlicher Zivilisation gegen heidnische Barbarei in diesem Kriege sind."

Die Erörterungen über Bismarcks Stellung zu den Kirchen werden weiteren Anlaß geben, die Klage über den in Bismarcks stärkstem Licht begründeten Schatten seiner Machtpolitik, die Uebersteigerung seines Realismus, auszuführen. Es soll hier zum Schluß nur nochmals hervorgehoben werden, daß ein rasches Verdikt aus der Höhe eines an der Politik unbeteiligten Idealismus nicht am Platze ist einem Manne gegenüber, der im Uebrigen sich als durch und durch ethische Persönlichkeit mit christlicher Basis erwiesen hat.

* * *

Wir haben bisher mehr die stahlharten, sittlich-männlichen und rauhen Züge dieses wuchtigen religiösen Charakters ins Auge gefaßt. Aber sie sind überraschend verbunden mit weichen, gefühlswarmen und sogar mystischen Zügen eines phantasie- und stimmungsreichen Lebens im verborgenen Gott. So viel bleibt wahr an der gesucht zugespitzten Charakteristik M. Buschs[1]): „Der Reichskanzler gilt als ein eiserner Charakter, als ein selbstbewußter und seiner stets sicherer Geist. Mancher wird meinen, er müsse auf die Reihe seiner Thaten und Schöpfungen zurückschauen etwa wie Gott Vater am siebenten Tage auf die von ihm erschaffene Welt. Ich werde das nicht bestreiten. Allein er hat auch weiche Augenblicke, Augenblicke scheinbarer oder wirklicher Unzufriedenheit mit seinen Leistungen und seinem Schicksal, wehmütige oder sagen wir lieber schwermütige Stimmungen, die sich wie Weltschmerz aussprechen." Busch läßt uns dann die Wahl zwischen der Erklärung aus einem mystischen Vorgang in seiner Seele und aus den Folgen körperlicher Prozesse, Ueberreiztheit, Ermüdung, einer Dissonanz seines nervösen Lebens. Aus dem letzteren Gesichtspunkt müssen sicher eine Menge temperamentvoller Aeußerungen

1) Zuletzt noch: Tagebuchblätter II, S. 467 f.

erklärt, darum dürfen sie nicht gepreßt werden. Ein Nervensystem, das so enorme Spannungen und Konflikte der peinlichsten Art — man denke an die Kämpfe mit dem Monarchen und den Einflüssen der Kaiserin auf ihn! — aushalten sollte, mußte zeitweilig den Dienst versagen. Busch hat uns kaum einen Gefallen damit gethan, die Spuren solcher Ueberreiztheit aufzusammeln. Uebrigens hat nach H. Kohls Behauptung [1]) Bismarck stets bestritten, folgende als Beweis vorzüglich verwendete Aeußerung gethan zu haben; sie sieht ihm auch sehr unähnlich. Der Fürst soll nämlich eines Sonntags 1877 eine Weile schweigend vor sich hingesehen und dann geklagt haben, daß er von seiner politischen Thätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt habe; Niemand liebe ihn deshalb, er habe Niemand damit glücklich, wohl aber Viele unglücklich gemacht; ohne ihn hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Menschen nicht umgekommen u. s. f. Selbst wenn der Fürst derartiges wiederholt ausgesprochen hätte, bedeutet es nicht mehr als momentane Ueberreiztheit der Nerven. Man darf solchen Aeußerungen gewiß entgegengesetzte zur Seite stellen. Dem Bruder schreibt Bismarck 1871: „Ich lebe gern. Es sind nicht die äußeren Erfolge, die mich befriedigen und fesseln, aber die Trennung von Frau und Kind würde mir erschrecklich schwer werden. Ich habe Glück gehabt in dem, was ich dienstlich angriff, weniger in meinen Privatunternehmungen. Es ist das für das Land sehr viel besser, als einen Minister zu haben, dem es umgekehrt geht. Worin mich Gott aber am meisten gesegnet hat, und worin ich am eifrigsten auf Fortdauer dieses Segens bitte, das ist die friedliche Wohlfahrt im Hause, das geistige und körperliche Gedeihen der Kinder, und wenn mir das bleibt, wie ich zu Gott hoffe, so sind mir alle andere Sorgen leicht und alle Klagen frivol. In dem Sinne nur erwähne ich, daß meine amtliche Stellung bei allem äußern Glanz dornenvoller ist als irgend jemand außer mir weiß." Dieselbe Grundstimmung spricht er ein Jahr später dem Kaiser aus [3]): „Ich habe im Rückblicke auf mein Leben so unerschöpflichen Anlaß, Gott für Seine unverdiente Barmherzigkeit zu danken, daß ich oft fürchte, es könne mir nicht so gut bis zu Ende gehen."

Es soll aber durchaus nicht geleugnet werden, daß „mystische Vorgänge in seiner Seele" mitspielten. Der eiserne Kanzler

---

1) Bismarck-Jahrbuch VI, S. 265. 2) 23. 7. 71 Bismarck-Briefe S. 467. 3) 1. 8. 72, Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 105.

hatte in der That jenen tiefen Zug zu den verborgenen Tiefen des Lebens, der nie durch äußere Erfolge befriedigt werden kann. Man hat mit Recht gefunden,[1]) daß die Natur Bismarck eine wundervolle Gabe in die Wiege gelegt hat, die sie einem Stein versagte, den aus der Tiefe des Gemüts herausgeborenen Humor. Die frohe Bilderkraft seiner stimmungsreichen Seele und das wundervolle Vermögen, intime Vorgänge in seiner Seele zu schildern, wir hatten schon öfters Gelegenheit, beide zu bewundern. Man lese nur in den „Gedanken und Erinnerungen" die Erzählung seines Traumes an den König vom Jahre 1863[2]): „Mir träumte, und ich erzählte es sofort am andern Morgen meiner Frau und andern Zeugen, daß ich auf einem schmalen Alpenpfad ritt, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmaler, so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehr und Absitzen wegen Mangel an Platz unmöglich; da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an; die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Coulisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blick auf Hügel und Waldland wie in Böhmen, Preußische Truppen mit Fahnen und in mir noch im Traume der Gedanke, wie ich das schleunigst Ew. Majestät melden könnte. Dieser Traum erfüllte sich, und ich erwachte froh und gestärkt aus ihm." Die von Bucher und Busch kolportierten Aeußerungen eines unvernünftigen Aberglaubens[3]) scheiden für uns nach Bismarcks eigenen Erklärungen[4]) aus; es bleibt dagegen eine von allem mysteriösen Mystizismus freie fromme Mystik, eine religiöse Innerlichkeit und Ueberweltlichkeit, die vielleicht die überraschendste Beigabe dieser genialen Anlage ist. Es ist doch mehr als bloße Verstimmung darüber, daß die preußische Politik immer mehr in das österreichische Kielwasser hineinglitt, wenn Bismarck seiner Frau aus Petersburg schreibt[5]): „Wie Gott will! es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelei, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Oesterreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine

1) Neubauer, Bismarck-Jahrbuch VI, S. 266. 2) II, S. 194.
3) z. B. Busch, Tagebuchblätter I, S. 282. 4) s. oben S. 5.
5) 2. 7. 59, Bismarckbriefe S. 272.

Aehnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; auch die Dummen und die Klugen sehen, reinlich skelettiert, ziemlich einer wie der andere aus; den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los; aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären." Eine ähnliche Stimmung spricht sich aus a. 1870, da er mit dem Gedanken umging, sich nach Schönhausen zurückzuziehen[1]): „Da ist wenigstens die Möglichkeit denkbar, daß ich nie wieder zu reisen und umzuziehen brauche, bis an mein, so Gott will, seliges Ende, und der Trost, daß ich nach dem nicht weit zum Kirchhof habe." Was muß der starke Mann alles innerlich durchlebt haben, um sich wie folgt auszusprechen[2]): „Wie schnell ist man mit dem Leben fertig, nachdem man immer gedacht hat, nun wird es bald kommen, und für die Zukunft sorgt und müht bis ans Ende. Seit der Krankheit kann ich das Gefühl nicht los werden, daß es bald am Ende ist, und bin dadurch ruhiger und gleichmütiger in allen Dingen geworden."

Sehr tief läßt uns in sein ruhelos über alle Erfolge der Zeit hinausstrebendes Herz der Brief blicken, den er 1869 „an das geliebte Schwesterherz" schrieb[3]): „Ist es ein Beweis unserer Ungenügsamkeit oder der Dankbarkeit unseres Erinnerungsvermögens, oder ist es nur mein Fehler, daß mir die gegenwärtige Station immer unbehaglicher erscheint als alle früheren, und daß man nicht aufhört, rastlos vorwärts zu treiben in Hoffnung auf eine bessere? Ich wünsche Dir von Herzen, daß Du wenigstens übermorgen Dein Fest mit der befriedigten Stimmung feierst, in der man dem Zeit-Postillon zurufen möchte: Schwager, fahr sachte! Ich finde mich recht undankbar gegen Gott, daß ich zu dieser Stimmung des Behagens niemals gelange und doch nach meiner eigenen Einsicht so viel Grund dazu hätte, wenn ich an Frau und Kinder denke und vor allem an meine Schwester und an so manches andere in Staat und Haus Erstrebte und, wie es erreicht war, nicht Gewürdigte. Ich hoffe, daß ich besser werde, wenn ich nicht mehr Minister bin; darauf muß ich alle vertrösten, die an mir zu tragen haben."

Wie das unruhige Vorwärtsstreben sich mit seiner frommen Weltbeurteilung innerlich verträgt, wahrlich nicht bloß ein Zeug-

1) An den Bruder 13. 2. 60. Ebenda S. 283. 2) An den Bruder 15. 7. 60, Bismarckbriefe S. 292. 3) 28. 10. 69, Ebenda S. 457.

nis seines grandiosen Ehrgeizes, erkennen wir aus einem Selbstbekenntnis, das uns v. Poschinger aufbewahrt hat[1]): „Die Nützlichkeit des Gebets liegt in der Unterwerfung unter eine stärkere Macht. Ich bin mir jener stärkeren Macht bewußt, die weder willkürlich noch launenhaft ist, und habe keinerlei Zweifel über ein zukünftiges Leben; denn das gegenwärtige ist zu traurig und unvollkommen, als daß es unserem höchsten Selbst entsprechen könnte. Es ist offenbar nur ein Kampf, der vergeblich sein würde, wenn er hier endete; ich glaube an eine letzte Vervollkommnung." In den schon besprochenen Auseinandersetzungen mit Gerlach findet sich die bedeutsame Aufdeckung seiner tiefsten Gedanken über den Wert des Lebens[2]): „Ich müßte die Dauer und den Wert dieses Lebens sonderbar überschätzen, nachdem ich vor 6 Monaten nicht glaubte, noch einmal grünen Rasen »von oben« ansehen zu können, wenn ich mir nicht gegenwärtig halten wollte, daß es nach 30 Jahren, und vielleicht sehr viel früher, ohne alle Bedeutung für mich ist, welche politische Erfolge ich oder mein Vaterland in Europa erreicht haben. Ich kann sogar den Gedanken, daß Rechberg und andere »ungläubige Jesuiten« über die Altsächsische Mark Salzwedel mit Römisch-Slavischem Bonapartismus und blühender Korruption absolut herrschen sollten, ohne Zorn ausdenken und eventuell als Gottes Willen und Zulassung ehren, weil ich meinen Blick über diese Dinge hinwegrichte." Aus diesem Zusammenhang erklärt sich am besten eine Aeußerung wie die folgende[3]): „Fürchten Sie nicht für meine politische Gesundheit; ich habe viel von der Natur der Ente, der das Wasser von den Federn abläuft, und es ist bei mir ein ziemlich weiter Weg von der äußeren Haut bis zum Herzen." Ganz besonders groß spricht sich dieser Transcendentalismus seines inneren Lebens aus in einem Briefe aus 1860[4]): „Es geht nichts über Ketzerrichter im eigenen Lager, und unter Freunden, die lange aus einem Topfe gegessen haben, ist man ungerechter als gegen Feinde. Mir ists recht; man soll sich nicht auf Menschen verlassen, und ich bin dankbar für jeden Zug, der mich nach innen zieht."

Nur aus dieser Stärke seines verborgenen, inneren Lebens erklären sich Beobachtungen über Glaubensgegenstände, wie wir sie schon da und dort begegnet haben. Ich will nur zwei Stellen anführen. Wir erinnern uns gewiß des Ausdrucks[5]): die

1) Bismarck-Portefeuille IV, S. 87. 2) 2. 5. 60, a. a. O. S. 346 f. 3) an Gerlach 15. 9. 55, Ebenda S. 186. 4) An Herrn v. Below 22. 8. 60, Bismarck-Briefe S. 295. 5) Tagebuchblätter I, S. 249.

Selbstverleugnung und Hingebung an die Pflicht gegen den Staat und den König sei bei uns nur der Rest des Glaubens der Väter und Großväter in verwandelter Gestalt, unklarer und doch wirksam, nicht mehr Glaube und doch Glaube. In die „Gedanken und Erinnerungen" hat Bismarck selbst mit richtiger Einschätzung ihres Wertes die Stelle eines Briefes an Gerlach[1]) aufgenommen: „Viele der berührten Zustände sind eingealtert, und wir haben uns an sie gewöhnt; es geht uns damit, wie mit allen den Wundern, welche uns täglich 24 Stunden lang umgeben, deshalb aufhören, uns wunderbar zu erscheinen, und niemand abhalten, den Begriff des „Wunders" auf Erscheinungen einzuschränken, welche durchaus nicht wunderbarer sind, als die eigene Geburt und das tägliche Leben des Menschen."

Solches besinnliche Innenleben fand seine stetige Nahrung in einer Reinheit und Tiefe des ehelichen und Familienglücks, wie sie unser alter Kaiser in den schönen Worten anerkannt hat[2]): „Daß Ihnen beiden unter so vielen Glücksgütern, die Ihnen die Vorsehung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück obenan stand, das ist es, wofür Ihre Dankgebete zum Himmel steigen. Unsere und meine Dankgebete gehen aber weiter, indem sie den Dank in sich schließen, daß Gott Sie mir in entscheidender Stunde zur Seite stellte, und damit eine Laufbahn meiner Regierung eröffnete, die weit über Denken und Verstehen gehet. Aber auch hiefür werden Sie Ihre Dankgebete nach oben senden, daß Gott Sie begnadigte, so Hohes zu leisten. Und in und nach allen Ihren Mühen fanden Sie stets in der Häuslichkeit Erholung und Frieden, und das erhält Sie Ihrem schweren Beruf." Die Antwort des Kanzlers darf hier nicht fehlen[3]): „Mit Recht heben Ew. Majestät unter den Segnungen, die ich Gott zu danken habe, das Glück der Häuslichkeit in erster Linie hervor; aber zum Glück gehört in meinem Hause, für meine Frau sowohl wie für mich, das Bewußtsein der Zufriedenheit Ew. Majestät, und die so überaus gnädigen und freundlichen Worte der Anerkennung, welche das Allerhöchste Schreiben enthält, sind für kranke Nerven wohlthuender als alle ärztliche Hilfe."

Ein Zeugnis für die Rolle, die sein Haus für sein Glück

---

1) Gedanken und Erinnerungen I, S. 176. Briefe an Gerlach 30. 5. 57, S. 327. Vgl. übrigens auch die Referendararbeit, Bismarck-Jahrbuch II, S. 10. 2) 26. 7. 72, abgedruckt „Gedanken und Erinnerungen" II, S. 295. 3) 1. 8. 72, Kaiser- und Kanzlerbriefe, S. 105.

spielte, lesen wir in einem Brief an die Schwester[1]: „Wenn ich die Rollen des Gentleman und des Diplomaten nicht mehr mit einander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen oder die Last, ein hohes Gehalt mit Anstand zu depensieren, keine Minute in der Wahl beirren. Zu leben habe ich, nach meinen Bedürfnissen, und wenn mir Gott Frau und Kind erhält, so sage ich: vogue la galère, in welchem Fahrwasser es auch sein mag." Die Schätzung der Frau tritt hervor in einem Brief an Gerlach aus Stolpmünde[2]: „Merkwürdig, daß die Frauen unverkennbar den Männern nach allen Seiten hin geistig überlegen sind! Vielleicht ist das aber nicht bloß in Pommern so; bei den Rheinischen Bankiers und Fabrikanten machen die Frauen durchschnittlich auch den Eindruck, als ob sie einer höheren Klasse der Gesellschaft angehörten wie ihre Männer. Bei Angehörigen der früheren Generation fällt das weniger ins Auge; es muß seine Ursache in der heutigen Erziehung und lebenslänglichen Lebensrichtung der Männer haben."

Es ist auffallend, wie teilnehmend der große Staatsmann allen Ereignissen im Familienkreis gegenübersteht, wie die Beziehung zu Gott ihnen gegenüber am öftesten zu Worte kommt. Die Innigkeit seiner Fürbitte steigert sich von seiner Verlobung an ständig. Seine Geschwister sind in allen entscheidenden Lebensgängen begleitet von seinen wahrlich nicht formellen Segenswünschen[3]; ich zitiere nur zwei derselben[4]: „Gott der Herr wolle Seinen Segen zu der Operation Deines armen Jungen geben, daß der kleine Kerl für die Schmerzen, die er so früh aushalten muß, auch volle Heilung gewinnt und fest und gradbeinig seinen Weg durch die Welt gehen kann." Und 10 Jahre später: „Gottes reichen Segen an Seele und Leib, an Kind und Weib, in Haus und Feld und sehr viel Geld, um den unwillkürlichen Reim vollständig zu machen. Diese Geburtstage sind Meilensteine, deren überraschend schnelles Wiedererscheinen in unseren Jahren mehr einen nachdenklichen als einen freudigen Eindruck macht; und doch wollen wir dankbar sein, daß Gott uns den Weg soweit wiederum glücklich zurücklegen ließ."

Nur noch zwei Notizen aus einem Brief an die Schwester aus

1) 12. 11. 58, Bismarck-Briefe S. 244. 2) 25. 8. 56. a. a. O. S. 299. 3) Bismarckbriefe S. 64. 84. 85. 100; auch Roon, der auf gleichem Grunde steht, wird aufgefordert zur Fürbitte S. 399. 4) An den Bruder 3. 11. 54, a. a. O. S. 178, an denselben 22. 7. 64, S. 394.

Petersburg[1]), um sein Mitleben im Hause zu bezeugen, das ja freilich viel besser aus der ganzen innigen Korrespondenz mit der Frau und aus den Briefen an Herbert hervorgeht. „Johanna wünscht sich nach Paris, weil sie glaubt, daß den Kindern das Klima besser wäre. Krankheiten kommen überall, Unglücksfälle auch, mit Gottes Beistand übersteht man sie oder beugt sich in Ergebung Seinem Willen, die Lokalität thut dabei nichts . . . Ich wäre undankbar gegen Gott und Menschen, wenn ich behaupten wollte, daß es mir hier schlecht ginge.“ „Marie ist ein verständiges Persönchen geworden, aber doch auch ganz Kind noch, was ich recht gern sehe.“

* * *

Ergebung in Gottes Willen ist ein Grundzug der Bismarckschen Frömmigkeit. Freilich diesen Willen in der Menschen Unverstand wie in den reinen Schicksalsschlägen zu erkennen, sich darein zu finden mit der Ueberzeugung, daß Gott ihn dadurch nur nach innen ziehen wolle[2]), das ist dem leidenschaftlich seine Ziele verfolgenden Staatsmann nur selten gelungen, und gegen Ende seines Lebens, nach der verbitternden Entlassung, wie mir scheint, immer weniger. Danach gestrebt hat er, wie der herrliche Brief an seinen Kaiser von 1874 bekundet[3]): „Möchte es mir auch gelingen, persönliche Beleidigungen wie die vom 13. mit dem Gleichmut hinzunehmen, den Ew. Majestät in ähnlichen Fällen bewährten; denn der Zorn und der Haß sind schlechte Ratgeber in der Politik, und ich bitte Gott um Demut und Versöhnlichkeit. Ich hoffe, Zeit und Kur werden auch der Verbitterung abhelfen, die in öffentlichen Dingen nicht mitreden soll“. In Frankfurt, da er noch nicht überall vor den Riß treten und in sich das System angegriffen sehen mußte, gelang es ihm noch öfters, die Klarheit zu erringen, wodurch man auch Menschenrat und That als Glied in der Kette göttlicher Führungen hinnimmt. So schreibt er voll Humor an den Bruder a. 55[4]): „All das Leiden ist aber nicht so ernsthaft, daß man dabei nicht Gott für seine Gnade danken könnte; nur die gute Laune vergeht einem, wenn ich sie mir nicht durch das Bischen Zank mit Prokesch auffrische“.

Was aber Gottes direkte Schickungen angeht, so verläßt den

1) 17. 1. 62, a. a. O. S. 324 f. 2) s. oben S. 47, Anm. 4. 3) 27. 7. 74, Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 117. 4) 22. 7. 55, Bismarckbriefe S. 183.

Vielgeprüften nie sein lebendiges Gottvertrauen. „Ich bin zu allem bereit, was Gott schickt, und klage nur, daß ich von Euch getrennt bin, ohne den Termin des Wiedersehens berechnen zu können“ [1]). In dieser Gehaltenheit tröstet er sich und Andere. Da lesen wir wohl einmal [2]) „Stoßseufzer über alle Krankheit, mit der Gott uns heimsucht. Wir haben beinahe keinen Tag in diesem Winter gehabt, wo alles im Hause gesund gewesen wäre.“ Aber das ficht ihn so wenig an, als er je den Tod gefürchtet hat. „Mir ahnt mitunter“, schreibt er an Gerlach [3]), „daß der Tag für das preußische Ilion nah sein mag, wo unser Einem nicht viel anderes übrig bleibt, als das Landwehr-Collet anzuziehen und zu sehen, ob Einem Gott den Tod eines Edelmannes beschieden hat. Sein Wille geschehe!“ Einen etwas anderen, aber mit dem eben Vernommenen gar nicht unvereinbaren Ton hören wir gelegentlich seiner schweren Erkrankung 1860. Er berichtet darüber in den „Gedanken und Erinnerungen“ [4]): „Mein erstes Bedürfnis nach meiner ärztlichen Verurteilung war die Niederschrift meiner letztwilligen Verfügung, durch welche jede gerichtliche Einmischung in die eingesetzte Vormundschaft ausgeschlossen wurde. Hierüber beruhigt, sah ich meinem Ende mit der Bereitwilligkeit entgegen, die unerträgliche Schmerzen gewähren“. Sonnenhell und klar lautet drei Jahre später der Zuspruch an seine Frau [5]): „Trau auf Gott, mein Herz, und auf das Sprichwort, daß die bellenden Hunde nicht beißen . . . Die Bedrohungen des Lebens Sr. Majestät sind viel besorglicher als die gegen mich gerichteten, aber auch dies steht ja nur in Gottes Hand. Laß dir die letzten schönen Tage nicht durch Sorgen verkümmern“. Nach dem Attentat im Jahre 1866 schrieb Bismarck an den Kardinal Ledochowsky [6]): „La protection divine, en sauvant ma vie, en même temps m'inspire la confiance, que ce ne sera pas pour porter malheur à mon pays, que Dieu aura voulu me protéger contre un péril aussi grave, mais qu'ayant conservé mes jours, Il daignera me donner la force et les lumières pour suffire à une tâche au dessus de celles que je possède.“

Zu den anziehendsten Briefen Bismarcks, wo seine ganze christlich verklärte Humanität hervortritt, gehören die an seinen

1) an die Frau 25. 5. 62, Ebenda S. 334. 2) an Malle 7. 3. 62, a. a. O. S. 326. 3) 3. 2. 54, a. a. O. S. 127. 4) I, S. 236. 5) 27. 10. 63, Bismarckbriefe S. 380. 6) 16. 5. 66, Bismarck-Jahrbuch III, S. 223.

Sohn Herbert. Aus dem Jahre 58 haben wir einen reizend eingehenden, herzigen Kinderbrief, worin es heißt [1]): „Mama schreibt mir aber auch, daß du geduldig und freundlich bist, und ohne Unart trägst, was dir Gott schickt und was Menschen mit aller ihrer Liebe für dich nicht ändern können. Darüber habe ich mich sehr gefreut, und wenn du Gott recht bittest, daß er dir hilft, dich immer vorsichtig und ruhig halten willst, dann wird es wohl bald besser werden". Aus dem Kriegsjahr 70/71 finden wir drei Briefchen an Herbert [2]): „Gott gebe dir lange Jahre daran zurückzudenken mit Dank für die Gnade, die Euch beide in diesem Blutbade bewahrt hat". „Du hast an Körperleiden ein schweres Jahr; aber dennoch preise ich dankbar Gottes Schutz, daß Er dich so, wie es ist, den Ritt des Regiments vom 16. August hat überleben lassen; denn es nicht vielen gegeben zu erzählen, daß sie dabei gewesen sind". „Herzliche Wünsche zu deinem Geburtstage kann ich leider nur dem Papiere anvertrauen und in der Ferne Gott danken, daß Er dich in diesem Jahre in allen Gefahren gnädig beschützt und uns erhalten hat. Es wäre ein schwerer Trauertag für uns an Stelle deines Geburtstages getreten, wenn so manches nur um ein Handbreit anders kam, in Bonn, auf dem Schlachtfeld und in Nauheim; danke Gott mit mir für seine Gnade und für die Freude, mit der ich deiner gedenke . . . Hier werden wir, wie ich hoffe, deinen Geburtstag mit den ersten Leistungen der Artillerie feiern. Gottes Wille ist es nicht gewesen, daß es nach meinem ging".

Zu dem Schönsten, was Bismarck geschrieben, gehören seine Trostbriefe, die es auch verständlich erscheinen lassen, daß ein Christ, der so selbst in der Schrift zu schöpfen verstanden hat, der Einführung in die Schrift durch Andere, auch durch die Prediger weniger bedürftig war. Da schaut man bis auf den tiefsten Grund dieses starken Menschenlebens: es ward gelebt in der Perspektive auf die Ewigkeit.

Nach dem Tode der ältesten Tochter schreibt Bismarck an seinen Bruder [3]): „Mit der innigsten Teilnahme habe ich erfahren, welches Unglück dich betroffen hat, und wie traurig du mit deiner Malle das Fest verbracht hast. Erst seit ich selbst Kinder habe, vermag ich zu ermessen, was es heißt, ein Kind zu verlieren und besonders eins, welches die gewöhnlich schlimmsten

1) 29. 7. 58, Bismarck-Jahrbuch VI, S. 231. 2) Ebenda 7. 9. 70, S. 233; 23. 10. 70, S. 234; 26. 12. 70, S. 238. 3) 31. 12. 53, Bismarckbriefe S. 171.

Jahre überstanden und in dem Alter ist, wo es uns schon nicht mehr bloß als unser Fleisch und Blut, sondern auch als eigene Persönlichkeit lieb geworden ist. Wenn ich bedenke, wie du nun schon zu wiederholten Malen durch den Eintritt des Todes in den engsten Kreis deiner Lieben heimgesucht worden bist, und wie es in Gottes Ratschluß liegt, daß wir jeder sein Kreuz tragen sollen, so erfüllt es mich einigermaßen mit Bangigkeit; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß mir trübe Erfahrungen der Art auch für die Zukunft erspart bleiben sollten. Ich kann meine kleine Gesellschaft gar nicht ansehen, ohne mir zu vergegenwärtigen, wie trüb für dich und besonders für die arme Malwine die Bescheerungszeit und das Fest gewesen ist, und wie sich auch künftig eine wehmütige Erinnerung für Euch an Weihnachten knüpfen wird. Für die raschverfliegende Zeit, die wir alle in dieser Welt zuzubringen haben, besitze ich kein anderes Trostmittel für dich als den Ausdruck der wärmsten, brüderlichen Teilnahme, die deinen Schmerz lebendig mitempfindet, und das Gebet, daß Gottes Heimsuchung dich nicht so wieder treffen wolle und du an deinen andern Kindern um so sicherer Freude und Gedeihen erleben mögest".

An Frau von Thadden schreibt er[1]) ähnlich: „Meine Klage klingt egoistisch neben dem Schmerz, der Ihre Seele trifft und für den nur Gott der Herr Linderung hat; ich kann nichts als Ihnen sagen, daß ich mit Ihnen leide und trauere, und Gott bitten, daß seine Gnade Ihnen Trost und Stärkung gewähre".

Manchmal scheint die Bezugnahme auf Gottes Hilfe mehr konventionell, z. B., wo er der Nichte schreibt[2]): „Ich freue mich, daß deine liebe Mama in der Genesung fortschreitet, mit Gottes Hilfe wird sie auch das Schreiben wieder lernen". Aber im Zusammenhang mit andern Stellen verliert sich dieser Verdacht. Schon, wenn er dem Bruder schreibt[3]): „Gott gebe ihr Gesundheit, wie er mir geholfen hat. Ich bin nur in den Nerven noch sehr der Schonung bedürftig, die man mir mit Opium und Jod vollständig ruiniert hat" so läßt das keine abgeschwächte Deutung zu. Die Wirklichkeit der Religion aber tritt uns samt der menschlichen Liebenswürdigkeit vollendet entgegen in dem Trostbrief an den Schwager[4]), der zwar wohl am bekanntesten ist, aber hier nicht fehlen darf zum Eindruck des Ganzen, den er abschließt:

---

1) 14. 10. 73, Ebenda S. 481. 2) 10. 4. 62, Ebenda S. 328.
3) 24. 9. 59, a. a. O. S. 274. 4) 16. 8. 61, Bismarckbriefe S. 311.

„Ein solcher Schlag geht über den Bereich der menschlichen Tröstung hinaus, und doch ist es ein natürliches Verlangen, denen, die man liebt, im Schmerze nahe zu sein und mit ihnen gemeinschaftlich zu klagen. Es ist das einzige, was wir vermögen ... Mit ihm alle Hoffnungen zu begraben, die die Freude deiner alten Tage werden sollten, darüber wird die Trauer nicht von dir weichen, so lange du auf dieser Erde lebst; das fühle ich dir nach mit tiefem schmerzlichem Anteil. Wir sind in Gottes gewaltiger Hand rechtlos und hilflos, so weit er selbst uns nicht helfen will, und können nichts thun, als uns in Demut unter Seinen Schutz beugen. Er kann uns alles nehmen, was Er gab, uns völlig vereinsamen lassen, und unsre Trauer darüber würde umso bittrer sein, je mehr wir sie in Hader und Auflehnen gegen das allmächtige Walten ausarten lassen. Mische deinen gerechten Schmerz nicht mit Bitterkeit und Murren, sondern vergegenwärtige dir, daß dir ein Sohn und eine Tochter bleibt, und daß du mit ihnen, und selbst in dem Gefühl, ein geliebtes Kind 15 Jahre lang besessen zu haben, dich als gesegnet betrachten mußt im Vergleich mit den vielen, welche Kinder niemals gehabt und Elternfreuden nicht gekannt haben. Ich will dir nicht mit schwachen Trostgründen lästig werden, sondern dir nur in diesen Zeilen sagen, wie ich als Freund und Bruder dein Leid wie mein eignes fühle und bis ins Innerste davon ergriffen bin. Wie verschwinden alle kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten, welche unser Leben täglich geleiten, neben dem ehernen Auftreten wahren Unglücks, und ich empfinde wie ebenso viele Vorwürfe die Erinnerung an alle Klagen und begehrlichen Wünsche, über welche ich so oft vergessen habe, wie viel Segen Gott uns giebt, und wie viel Gefahr uns umringt, ohne zu treffen. Wir sollen uns an diese Welt nicht hängen und nicht in ihr heimisch werden; noch 20 oder 30 Jahre im glücklichsten Falle, und wir beide sind über die Sorgen dieses Lebens hinaus, und unsere Kinder sind in unserm jetzigen Standpunkt angelangt und gewahren mit Erstaunen, daß das eben so frisch begonnene Leben schon bergab geht. Es wäre das An- und Ausziehen nicht wert, wenn es damit vorbei wäre; erinnerst du dich noch dieser Worte eines Stolpmünder Reisegefährten? Der Gedanke, daß der Tod ein Uebergang zu einem andern Leben ist, wird deinen Schmerz freilich wenig lindern; denn du konntest glauben, daß dein geliebter Sohn dir die Zeit hindurch, da du auf dieser Erde noch lebst, ein treuer und lieber Begleiter sein und dein Andenken hier in Segen fortpflanzen

werde. Der Kreis derer, die wir lieben, verengt sich und erhält keinen Zuwachs, bis wir Enkel haben. Man schließt in unsern Jahren keine neuen Verbindungen mehr, die uns die absterbenden ersetzen könnten. Laß uns darum um so enger in Liebe zusammenhalten, bis auch uns der Tod von einander trennt, wie jetzt deinen Sohn von uns. Wer weiß, wie bald? Willst du nicht mit Malle nach Stolpmünde kommen, still mit uns einige Wochen oder Tage leben? Jedenfalls komme ich in 3 bis 4 Wochen zu dir nach Kröchlendorf oder wo du sonst bist. Meine geliebte Malle grüße ich von Herzen; möge Gott ihr, wie dir, Kraft verleihen zum Tragen und geduldiger Ergebung".

* * *

Wer so zu trösten versteht, der besitzt „die Klarheit, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst" [1]), die Klarheit in Dingen des christlichen Heils. Es ist bisher noch nicht von dem geredet worden, was man unter Theologen die Heilslehre nennt, weder von Erlöser und Versöhner noch von dem Heiland Jesus Christus. Zweifellos tritt die Beziehung zu ihm in den Briefen und sonstigen Aeußerungen zurück hinter die zu Gott dem Richter, Lenker und barmherzigen Vater. Aber es ist offenbar der Gott Jesu Christi, den Er zuerst erlebt und uns verkündigt hat, an den er sich hält. Freilich sind Bismarcks religiöse Anschauungen nicht systematisch gegliedert und erwachsen aus einer einheitlichen Grunderfahrung. Aber ist das bei einem reichen, erfahrungsreichen Wirklichkeitsmenschen zu verlangen? Wir hörten bereits [2]) sein Bekenntnis zum christlichen Staat aus a. 47. Als Mallinckrodt 1872 ihn daran gemahnte, erwiderte er [3]): „Was in jenen meinen Aeußerungen an lebendiger Erkenntnis und Bekenntnis zu dem lebendigen christlichen Glauben liegt, dazu bekenne ich mich noch heute ganz offen und scheue dieses Bekenntnis weder vor der Oeffentlichkeit noch in meinem Hause an irgend einem Tage". Ob freilich in dem Wappenschild Bismarcks bereits ein Bekenntnis zum christlichen Glauben liegt, bleibt fraglich [4]). Als nämlich nach seiner Ernennung zum Großkreuz des Danebrogordens sein Wappenschild in der Kopenhagener Stiftskirche aufgehängt werden sollte, ersann er sich die Devise: in trinitate robur — und erläuterte das seinen Tischgenossen gegenüber einfach: „im Drei-

1) s. oben S. 37. 2) s. oben S. 11 f. 3) 10. 2. 72, Politische Reden V, S. 279. 4) M. Busch, Neue Tagebuchblätter S. 364, Tagebuchblätter II, S. 473.

blatt Eiche, das alte Wappenzeichen meiner Familie". Da will Busch geraten haben: „Und im dreieinigen Gott meine Stärke", worauf Bismarck freundlich ernst seine Vermutung bestätigt habe: „Ganz recht, so meinte ich es". Die Devise würde freilich wohl zum Leben des christlichen Staatsmannes stimmen.

Aber wir haben deutlichere Bekenntnisse zu dem lebendigen christlichen Glauben im Sinne der Erlösungsreligion. Es sind die Briefe an Andrae-Roman[1]) und an Senfft-Pilsach[2]). Sie sollen zunächst in ihrem wesentlichen Inhalt gegeben und dann nach ihren charakteristischen Hauptpunkten besprochen werden.

An Andrae-Roman, der in durchaus bescheidener und freundwilliger Weise gewisse Anstöße ausgesprochen hatte, übrigens ein alter Freund des Hauses war, antwortete Bismarck: „Lieber Andrae, wenn auch meine Zeit knapp bemessen ist, so vermag ich doch nicht mich der Beantwortung einer Interpellation zu versagen, die mit Berufung auf Christi Namen aus ehrlichem Herzen gestellt wird. Es ist mir herzlich leid, wenn ich gläubigen Christen Aergernis gebe; aber gewiß bin ich, daß das in meinem Beruf nicht ausbleiben kann; ich will nicht davon reden, daß es in den Lagern, welche mir mit Notwendigkeit politisch gegenüberstehen, ohne Zweifel zahlreiche Christen gibt, die mir auf dem Wege des Heils weit voraus sind, und mit denen ich doch vermöge dessen, was beiderseits irdisch ist, im Kampfe zu leben habe; ich will mich nur darauf berufen, daß Sie selbst sagen: „Verborgen bleibt vom Thun und Lassen in weiten Kreisen nichts". Wo ist der Mann, der in solcher Lage nicht Aergernis geben sollte, gerechtes und ungerechtes? Ich gebe Ihnen mehr zu; denn Ihre Aeußerung vom verborgen bleiben ist nicht richtig. Wollte Gott, daß ich außer dem, was der Welt bekannt wird, nicht andere Sünden auf meiner Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung hoffe! — Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos[3]). Was die Virchowsche Sache anbelangt[4]), so bin ich über die Jahre hinaus, wo man in dergleichen von Fleisch und Blut Rat annimmt; wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demütigem Gebete vor Gott gestärkt habe, und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners

1) 26. 12. 65, Bismarckbriefe S. 420—22. 2) 20. 3. 73, S. 478 f. 3) Folgt der oben S. 37 zitierte Satz. 4) Die Forderung Virchows zum Zweikampf.

seiner Kirche nicht umstößt. — Was Kirchenbesuch anbelangt . . .[1]) ich gebe bereitwillig zu, daß es öfter geschehen könnte. . . . Ueber die Lucca-Photographie würden auch Sie vermutlich weniger streng urteilen, wenn Sie wüßten, welchen Zufälligkeiten sie ihre Entstehung verdankt hat. Außerdem ist die jetzige Frau von Rhaden, wenn auch Sängerin, doch eine Dame, der man ebensowenig als mir selbst jemals unerlaubte Beziehungen geschlechtlicher Art nachgesagt hat. Demungeachtet würde ich, wenn ich in dem richtigen Augenblicke das Aergernis erwogen hätte, welches viele und treue Freunde an diesem Scherze genommen haben, aus dem Bereiche des auf uns gerichteten Glases zurückgetreten sein. Sie sehen aus der Umständlichkeit, mit der ich Ihnen Auskunft gebe, daß ich Ihr Schreiben als ein wohlgemeintes auffasse und mich in keiner Weise des Urteils derer, die mit mir denselben Glauben bekennen, zu überheben strebe. Von ihrer Freundschaft aber und von Ihrer eigenen christlichen Erkenntnis erwarte ich, daß Sie den „Urteilenden" Vorsicht und Milde bei künftigen Gelegenheiten empfehlen; wir bedürfen deren alle, und wenn ich unter der Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln, hoffe, daß Seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufs den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelndes Freundeswort noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urteil machen".

In sehr anderem Tone ist die Antwort an Herrn von Senfft-Pilsach gehalten, der freilich nicht mit dem Stabe demütigen Glaubens, sondern ohne Vorsicht und Milde über ihn zu Gericht saß: „Euer Excellenz danke ich verbindlichst für Ihr gefälliges Schreiben vom heutigen Tage und bitte Sie versichert zu sein, daß das Interesse, welches Sie meinem geistigen und geistlichen Leben widmen, ein vollständig gegenseitiges ist. Daß Sie den Inhalt Ihres Schreibens in der Rückanwendung auf sich selbst Sich in täglichem Gebete gegenwärtig halten, davon bin ich überzeugt. Aber ich hätte gern die Gewißheit darüber, daß Ihre mahnende Stimme auch den Ihnen nahestehenden Gegnern der Regierung Sr. Majestät des Königs nicht vorenthalten werde, welchen die Demut unseres Erlösers, den Sie mir mit Recht vorhalten, so fremd geworden ist, daß sie im zornigen Dünkel eigener Weisheit und in heidnischer Parteiherrschaft es als Ihre Aufgabe ansehen,

1) Diesen Satz s. im nächsten Kapitel!

das Land und die Kirche zu meistern und die Grundlagen beider zum Vorteil ausländischer und dem Evangelium feindlicher Gewalten thatsächlich zu erschüttern. In ehrlicher Buße thue ich mein Tagewerk ohne Eurer Excellenz Ermahnung; aber wenn ich in Furcht und Liebe Gottes meinem angestammten Könige in Treue und mit erschöpfender Arbeit diene, so wird der pharisäische Mißbrauch, den die pommerschen wie die römischen Gegner mit Gottes Wort treiben, mich in meinem Vertrauen auf Christi Verdienst dabei nicht irre machen. — Ich bitte Eure Excellenz Sich Ihrerseits vorzusehen, daß Sie dem Gericht Gottes nicht eben durch die Ueberhebung Ihrer an mich gerichteten Warnung verfallen. Ich empfehle Ihnen den 4. und 5. Vers des 12. Psalms[1]) zu lesen und will mich im Vertrauen auf den Schluß des 3. Psalms[2]) an diesen halten".

Man sieht hieraus, daß es dem Schreiber wahrlich nicht an Erkenntnis der beiden Angelpunkte christlicher Heilserkenntnis fehlt, weder an der Einsicht in die Macht der Sünde noch an dem Vertrauen auf die unverdiente Gnade Gottes in Christo. Die einschlägigen Ausdrücke sind so voll als möglich, aber gewiß nicht aus Akkommodation, die mit dem ganzen Tenor streiten würde. „Die Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln", das ist völlig entsprechend der realistisch-pessimistischen Beurteilung der menschlichen Natur, die durch die Erfahrungen des Staatsmannes von der Erbärmlichkeit des menschlichen Herdenviehs nur gesteigert werden konnte. Dafür sind zwei Aeußerungen Bismarcks charakteristisch. 1862 schreibt er an seine Schwester[3]): „Neben mir liegt grade Varnhagens Tagebuch, ich begreife nicht den Aufwand von sittlicher Entrüstung, mit dem man diesen dürftigen Zeitspiegel von 36 bis 45 verdammt. Es stehen Gemeinheiten genug darin, aber gerade so wurde geredet in der Zeit, und schlimmer, es ist aus dem Leben. Varnhagen ist eitel und boshaft, wer ist das nicht? Es kommt nur darauf an, wie das Leben die Natur des einen oder des anderen reift, mit Wurmstichen, mit Sonne oder mit nassem Wetter, bitter,

---

1) Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da stolz redet, die da sagen: Unsere Zunge soll überhand nehmen, uns gebühret zu reden. Wer ist unser Herr? 2) Ich fürchte mich nicht vor viel 100 Tausenden, die sich umher wider mich legen. Auf, Herr, und hilf mir, mein Gott; denn du schlägst alle meine Feinde auf den Backen und zerschmetterst der Gottlosen Zähne. Bei dem Herrn findet man Hilfe. 3) 17. 1. 62, Bismarckbriefe S. 325.

süß oder faul". Kraftvoll bezeugte er diese christliche Grundposition 1874 gegen Schorlemer[1]): „Da möchte ich doch an den Herrn Vorredner als Christ — denn ich glaube, gewisse Grundbekenntniswahrheiten teilen wir doch — die Frage stellen, ob er selbst daran glaubt, nicht unter dem Fluch der Sünde geboren zu sein. Wenn er das behauptet, so muß ich sagen, daß ihm, der als einer der hauptsächlichsten Verteidiger des Christentums auftritt, nicht nur die Kenntnis der Politik, sondern auch die Kenntnis einer der ersten christlichen Heilswahrheiten abgeht". Was aber das Vertrauen auf Gottes vergebende Gnade angeht, so spricht sich dasselbe nicht nur durchweg in vollster Gewißheit aus, sondern es erweist sich auch ganz im Sinn der orthodoxen Kirchenlehre gegründet und versiegelt in dem Verdienste Christi. „Nur im Vertrauen auf Christi Blut" oder „auf Christi Verdienst" hofft er Vergebung.

Was uns aber noch wichtiger ist als die objektive Korrektheit dieser Heilslehren — Bismarck zeigt sich subjektiv, in seiner Selbst- und Menschenbeurteilung, durchweg von dieser Sünden- und Gnadenlehre bestimmt. Man erinnere sich nur an seine starke Selbstkritik in dem Brief von dem starken, gährenden Wein[2]), in dem Brief an den König über seinen mangelnden Gleichmut[3]). Wie läßt er sich von einem Andrae-Roman ohne Empfindlichkeit an seine Sünden und Aergernisse erinnern! Ja, er beurteilt sich als einen der Vergebung der Sünden bedürftigen Menschen und wartet nicht erst auf die Erinnerung Anderer an seine Sünden, sondern hat seine verborgenen Sünden stets vor sich. Größere Demut, als sich in der umständlichen Rechtfertigung an Andrae-Roman ausspricht, ist kaum zu denken. Wir hörten[4]), er erfahre es zu heilsamer Demütigung täglich, daß Gott auch unsere Irrtümer zu unserem Besten zu wenden wisse, daß er dankbar sei auch für die Anfeindungen der faktiösen Vettern[5]) wie „für jeden Zug, der mich nach innen zieht". Welchen echt lutherischen Begriff von täglicher, ehrlicher Buße wirft er dem pharisäischen Gericht des Herrn v. Senfft entgegen. „In ehrlicher Buße thue ich mein Tagewerk." Ich erinnere an die Zeugnisse demütiger Selbstprüfung, die er beim Auseinandergehen von den beiden Gerlachs giebt[6]). Ich füge noch Eines hinzu, das sich ganz am Ende des Briefwechsels mit Leopold v. Gerlach findet[7]): „Wenn meine

1) 16. 1. 74, Politische Reden VI, S. 142. 2) oben S. 7. 3) oben S. 50. 4) oben S. 29. 5) oben S. 47. 6) oben S. 14 f. 7) a. a. O. 30. 5. 57, S. 335.

Auffassung keine Gnade vor Ihnen findet, so brechen Sie wenigstens nicht den Stab über meinen ganzen Menschen, sondern erinnern Sie sich, daß wir Jahre lang in schweren Zeiten nicht nur denselben Boden hatten, sondern auch dieselben Pflanzen darauf zogen, und daß ich ein Mann bin, der mit sich reden läßt und Unrecht abthut, wenn ihm die Erkenntnis davon wird". Die Demut unseres Erlösers, daran er sich so gern erinnern läßt, spricht sich besonders schön aus in dem Brief, den er seiner Frau über das Zusammentreffen mit Napoleon bei Sedan schreibt[1]): „Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes Hand gewaltig Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten. . . . Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demut danken wollen".

Die Echtheit dieser Demut vor Gott bewährt sich aber gerade in der schneidigen Abwehr des hoffärtigen Gerichtes, das über ihn ergeht; solcher pharisäische Mißbrauch kann den im Vertrauen auf Gottes Gnade Festgewordenen nicht irre machen. Die herrliche Selbstgewißheit dieses Briefes zeigt die Erfüllung der Hoffnung, die er im Briefe an Andrae-Roman ausspricht: „daß seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufs den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche".

---

3. Bismarcks Stellung zur evangelischen Kirche

In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 22. April 1887 erklärte Freiherr v. Hammerstein, der Urheber des nach ihm genannten Antrags zur Stärkung der Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche, gewiß mit Recht[2]), „daß der Fürst Bismarck augenscheinlich für die objektive Bedeutung der kirchlichen Institution nicht dasjenige Maß von innerem Verständnis besitzt, wie er es für die Bedeutung des subjektiven Christentums jederzeit offen an den Tag legt." Damit stimmt genau überein, was Andrae-Roman an M. Busch[3]) mitteilte: „Die etwas kühle Stellung Bismarcks zu den Geistlichen als solchen

---

1) 3. 9. 70, Bismarckbriefe S. 463. 2) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, S. 183. 3) Tagebuchblätter III, S. 171.

schreibt sich nicht erst her von dem Konflikt mit der Kreuzzeitung, sie bestand schon lange vorher, hängt mit einer ähnlichen Stellung zur Kirche als solcher eng zusammen und hat ganz andere Ursachen, auf die ich hier[1]) nicht näher eingehe. Daß Geistliche oder auch Laien damals als »Deklaranten«, als Bürgen für irgendwelche Niederträchtigkeiten und Bosheiten aufgetreten seien, die damals, leider Gottes, gegen den hochverehrten Mann losgelassen wurden, muß ich so lange bestreiten, bis mir solche Personen — ich rede nur von solchen Konservativen, die mit Bismarck auf einem Glaubensgrund stehen — nachgewiesen werden."

An dieser Erklärung ist jedenfalls so viel richtig, daß wir die Ursachen der Geringschätzung der Institution der Kirche nicht in unangenehmen Erfahrungen, die Bismarck mit kirchlichen Kreisen gemacht hat, sondern in einer allgemeinen Auffassung des Verhältnisses von Kirchentum und Christentum zu suchen haben. Wir hörten Eingangs, daß Bismarck nicht durch Geistliche und durch die Predigt, sondern durch Laienzeugnis zu seiner festen Stellung im Christentum geführt, daß er wesentlich durch Privatlektüre der Schrift und guter Predigten darin gefördert wurde; es war also weniger die Institution der Kirche und des Amts als das persönliche Laienchristentum, dem er sein Christentum verdankte. Ich glaube aber auch, daß er der Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen bei aller Achtung vor ihr nicht so bedurfte, zu ihr nicht so gezogen wurde, wie wir es in den Kreisen der lutherischen Restauration sonst finden. Sollte da nicht die starke, geniale Individualität mitspielen, welche der Anlehnung an Andere nicht bedürftig, der öffentlichen Kundgebung innerlicher Vorgänge scheu ausweichend, von der Selbstdarstellung mittelmäßiger, schwächlicher religiöser Erlebnisse, wie sie in unseren Versammlungen doch die Regel bildet, wenig angezogen ist?

Bismarck hat sich darüber selbst nicht ausgesprochen, ist der Erörterung seiner Unkirchlichkeit vielmehr scheu aus dem Wege gegangen. Andrae-Roman legte ihm 1865[2]) nahe: „Viele ernste Christen im Norden und Süden würden Sie . . . dadurch eines Besseren belehren, . . . daß Sie sonntäglich zum Gotteshause gingen . . . Sie werden mir nicht sagen: »Zum regelmäßigen Kirchenbesuch habe ich keine Zeit«; denn Sie wissen so gut wie

1) er thut es aber in der S. 10 f. mitgeteilten Aeußerung. 2) Bismarck-Jahrbuch III, S. 215.

ich, daß Gott keine Ordnung einsetzt, die nicht zu halten ist, sondern vielleicht wie in Frankfurt: »Ich erbaue mich an einer guten Predigt zu Hause besser als an einer schlechten in Gottes Hause.« Aber Berlin hat keinen Mangel an ausgezeichneten Pastoren, und außerdem liegt ein besonderer Segen darauf, daß wir die von Gottes Wort und seiner Kirche gesetzten Ordnungen einhalten, und Niemand wird sich ungestraft darüber hinwegsetzen". Was antwortet Bismarck hierauf? Die Prinzipienfrage: sind die kirchlichen Ordnungen von göttlicher, den Einzelnen legal bindender Autorität? umgeht er, der Kirche als Gemeinschaft der gläubigen Mitchristen erklärt er sich zur Verantwortung und Vermeidung alles Aergernisses verpflichtet, über seine Erfüllung der kirchlichen Pflichten aber erklärt er sehr kärglich[1]): „Was Kirchenbesuch anbelangt, so ist es unrichtig, daß ich »niemals ein Gotteshaus besuche.« Ich bin seit fast 7 Monaten entweder abwesend oder krank, wer also hat diese Beobachtung gemacht? Ich gebe bereitwillig zu, daß es öfter geschehen könnte; aber es ist nicht so sehr aus Zeitmangel, als aus Rücksicht auf meine Gesundheit, daß es unterbleibt, namentlich im Winter, und denen, die sich in dieser Beziehung zum Richten an mir berufen fühlen, will ich gern genauere Auskunft darüber geben; Sie selbst werden es mir ohne medizinische Details glauben."

Ob der sonst so rücksichtslos wahre Mann hier doch aus Rücksicht auf den Anstoß der ihm im persönlichen Glauben nahestehenden Kreise über den tieferen Grund, nämlich über seine Unbedürftigkeit kirchlicher Gemeinschaft, geschwiegen oder ob er sich selbst darüber nicht klare Rechenschaft gegeben? Aber aus diesem Brief herzuleiten[2]): „Er nimmt am kirchlichen Gottesdienst eben so gern Teil wie er durch Gebet in der Einsamkeit die Klarheit zu gewinnen sucht, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst", geht nicht an. Der ganze Accent des Briefes liegt auf der Bezeugung seines persönlichen Christentums, das ihm den Stab „demütigen Glaubens" darreiche, an dem er seine Wege zu finden suche. Herrlich spricht sich in demselben Briefe der Independentismus seines evangelischen Glaubens aus, der die positive Wurzel seiner Unkirchlichkeit ist: „Was die Virchow'sche Sache (das Duell) anbelangt, so bin ich über die Jahre hinaus, wo man in dergleichen von Fleisch und Blut Rat nimmt; wenn

1) 26. 12. 75, Bismarckbriefe S. 421. 2) so Graue, Bismarck-Jahrbuch I, S. 451.

ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demütigem Gebete vor Gott gestärkt habe, und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche nicht umstößt." So wendet der in sich starke, gottesgewisse Mann von allen menschlichen Kanälen und Auslegungen sich ab und dem direkten Gebetsverkehr mit Gott und dem Worte Gottes zu, das er als eine freie, innerliche Norm seines Lebens sich selbständig auszulegen gewöhnt ist. Wenn das für die Mehrzahl gewiß ein gefährlicher, zu Selbsttäuschungen veranlassender Standpunkt ist — können wir uns diese auch in der Religion genial starke Persönlichkeit anders denken denn als Independenten?

Einige wenige Spuren kirchlicher Bethätigung lassen sich aufweisen. In Schönhausen findet sich ein altes romanisches Gotteshaus, wohl erhalten, namentlich in ihrem Aeußeren stattlich [1]); daß Bismarck seiner Wertschätzung der Kirche als Heilsanstalt etwa durch Renovation, reichere Dotation dieser Kirche Ausdruck gegeben, wird uns nicht berichtet. Nur Ein Mal lesen wir [2]): „Mit Stechow als Prediger bin ich ganz einverstanden." In Varzin fand Bismarck keine Kirche [3]); wer da eine Predigt hören wollte, mußte nach dem eine kleine Stunde entfernten Wussow gehen; als von einer Seltenheit berichtet der Kanzler denn auch seinem Bruder [4]): „Heut war ich zur Kirche; ein kluger, etwas liberaler Pastor, aber doch in geistlichen Grenzen und Formen." Endlich lesen wir in Buschs Kriegserinnerungen einmal, was allerdings auf öfteren Kirchbesuch im Felde schließen läßt [5]): „Der Minister blieb heute ungewöhnlich lange im Bette und ging auch nicht in die Kirche". Ueber sein Verhalten zur Kirche nach seiner Entlassung und in Friedrichsruh hören wir gar nichts; auch verlautet aus kirchlichen Kreisen Lauenburgs nur, daß der Fürst, abgesehen davon, daß er den Pastor des nächstgelegenen Pfarrdorfes Brunsdorf zu allen Familien- und Abendmahlsfeiern beizog und die parochialen Kompetenzen desselben strengstens achtete, zu der lauenburgischen Kirche weder durch Stiftungen noch durch Zuwendungen noch irgend wie sonst in

1) Tagebuchblätter II, S. 514. 2) 24. 10. 47 an den Bruder, Bismarckbriefe S. 53. 3) Busch, neue Tagebuchblätter S. 378. 4) 30. 6. 67, Bismarckbriefe S. 434. 5) so Tagebuchblätter I, S. 391.

Beziehung trat. Von irgend welchen Bezeigungen kirchlichen Interesses, kirchlicher Opferwilligkeit ist keine Spur zu konstatieren.

* * *

„Echter Protestant ist er in seinem Widerwillen gegen jedwede hierarchische Herrschsucht, komme sie nun von katholischer oder auch von protestantischer Seite; jene bekämpft er als deutscher Staatsmann, diese zugleich als evangelischer Christ, der es besser als mancher Theolog weiß, daß die evangelische Kirche nicht auf dem Priestertum, sondern auf der Gemeinde ruht." So O. Pfleiderer[1]). Die Gießener theologische Fakultät aber, als sie am 10. November 1888 als zum Geburtstag Luthers dem Fürsten Bismarck die theologische Doktorwürde verlieh, begrüßte ihn[2]) als den, „welcher darüber wacht, daß die evangelische Kirche gemäß ihrer Eigenart und nicht nach fremdartigem, für sie verderblichen Vorbilde regiert werde."

Das Schielen der konservativen, positiven Kreise nach römisch-hierarchischer Kirchenherrlichkeit, nicht aber persönliche Glaubensüberzeugung schied Bismarck von der Orthodoxie. Interessant ist hiefür das Gespräch mit dem Prinzregenten über Pietismus und Orthodoxie, das Bismarck uns in den „Gedanken und Erinnerungen"[3]) mitgeteilt hat. Der Prinzregent verstand unter einem Pietisten einen Menschen, der in der Religion heuchelt, um Carriere zu machen. Darauf Bismarck: „Das liegt Gerlach fern, was kann der werden? In heutigem Sprachgebrauch versteht man unter einem Pietisten etwas anderes, nämlich einen Menschen, der orthodox an die christliche Offenbarung glaubt und aus seinem Glauben kein Geheimnis macht; und deren giebt es viele, die mit dem Staate gar nichts zu thun haben und an Carriere nicht denken. Orthodox ist beispielsweise Jemand, der ernstlich daran glaubt, daß Jesus Gottes Sohn und für uns gestorben ist als ein Opfer, zur Vergebung unserer Sünden. Ich kann es im Augenblicke nicht präziser fassen; aber es ist das Wesentliche der Glaubensverschiedenheit." Der Prinz hoch errötend: „Wer ist denn so von Gott verlassen, daß er das nicht glaubte!" Bismarck ruhig: „Wenn diese Auffassung öffentlich bekannt würde, so würden Ew. Königl. Hoheit selbst zu den

1) zitiert bei Graue, Bismarck-Jahrbuch II, 335 f. 2) mitgeteilt Christliche Welt 1888, S. 448. 3) II, S. 278 f.

Pietisten gezählt werden." Offenbar rechnete er sich selbst zu ihnen, d. h. eigentlich zu den positiven Christen.

Das geht auch deutlich hervor aus Gesprächen im Feldzug, die uns M. Busch überliefert. Da redeten sie einmal[1]) über Religionsfreiheit: Bismarck stimmte zu: „Jeder muß nach seiner Façon selig werden können", gab dem aber die eigentümliche Wendung: „Den Katholiken nimmt man es wenig übel, wenn sie orthodox sind, den Juden gar nicht, den Lutheranern aber sehr, und die Kirche wird fortwährend als verfolgungssüchtig verschrieen, wenn sie die Nichtorthodoxen abweist; davon aber, daß die Orthodoxen von der Presse und im Leben verfolgt werden und verspottet — das finden die Leute ganz in der Ordnung."

Ein ander Mal[2]) sprach er sich sehr entschieden für Duldsamkeit in Glaubenssachen aus, aber wieder mit der überraschenden Wendung: „Aber die Aufgeklärten sind auch nicht tolerant. Sie verfolgen die, die gläubig sind — und zwar nicht mit Scheiterhaufen — denn das geht nicht — aber mit Spott und Hohn in der Presse, und im Volke, soweit es zu den Ungläubigen gehört, ist man darin nicht weiter als früher. Ich möchte nicht sehen, mit welchem Vergnügen man hier dabei sein würde, wenn der Pastor Knak gehenkt würde." Uebrigens bekundet Bismarck bei dieser Gelegenheit[3]) eine klare kirchengeschichtliche Orientierung: auch der alte Protestantismus habe nichts von Duldung gehalten; „die damaligen Reformierten waren nicht gerade Reaktionäre, aber kleine Tyrannen; jeder Pastor war ein kleiner Papst." Dafür führte er dann Calvins Verfahren gegen Servet an und setzte hinzu: „Auch Luther war so." Er verstand diese Intoleranz aber auch in einen größeren Zusammenhang zu bringen mit der naturgemäßen Wirkung religiöser wie politischer Streitigkeiten. Darüber lesen wir in den „Gedanken und Erinnerungen"[4]):

„Die Reizbarkeit wird unbewußt dadurch verschärft, daß in der Politik und in der Religion keiner dem Andersgläubigen die Richtigkeit der eigenen Ueberzeugung, des eigenen Glaubens konkludent nachweisen kann, und daß kein Gerichtshof vorhanden ist, der die Meinungsverschiedenheiten durch Erkenntnis zur Ruhe

1) 12. 8. 70, Tagebuchblätter I, S. 68 f. Vgl. auch II, S. 486, wo über einen gewissenlosen Pastor bemerkt wird: „dabei gehört er zu den Frommen im Lande, ich wollte sagen zu den Orthodoxen." 2) Tagebuchblätter I, S. 277 f. 3) am selben Ort S. 278. 4) II, S. 155.

verweisen könnte. In der Politik wie auf dem Gebiet des religiösen Glaubens kann der Konservative dem Liberalen, der Royalist dem Republikaner, der Gläubige dem Ungläubigen niemals ein anderes Argument entgegenhalten, als das in tausend Variationen der Beredsamkeit breitgetretene Thema: meine politischen Ueberzeugungen sind richtig und die deinigen falsch; mein Glaube ist Gott wohlgefällig, dein Unglaube führt zur Verdammnis. Es ist daher erklärlich, daß aus kirchlichen Meinungsverschiedenheiten Religionskriege entstehen und durch Parteikämpfe, so lange nicht ihre Erledigung durch Bürgerkrieg stattfindet, doch ein Umsturz der Schranken herbeigeführt wird, die durch Anstand und Ehrgefühl wohlerzogener Leute im außerpolitischen Lebensverkehr aufrecht erhalten werden."

Die „heidnische Parteiherrschaft", die es [1]) „als ihre Aufgabe ansah, das Land und die Kirche zu meistern und die Grundlage beider zum Vorteil ausländischer und dem Evangelium feindlicher Gewalten thatsächlich zu erschüttern", und [2]) „der pharisäische Mißbrauch, den die pommerschen wie die römischen Gegner mit Gottes Wort trieben", veranlaßten während des Kulturkampfes die scharfe Trennung von der hochkirchlichen Partei. „Die landesfeindliche Desertion der konservativen Partei in der katholischen Frage" [3]), speziell die Art, wie die alten Freunde Otto v. Gerlach und Kleist-Retzow die kirchenpolitischen Gesetze bekämpften als solche, die [4]) in das innerste Leben der Kirche, und auch der evangelischen Kirche eingriffen und unter allen Christen dieser Kirche, die sich noch kirchliches Bewußtsein bewährt hätten, Schmerz und Entsetzen hervorriefen — diese Parteinahme der Orthodoxie für „die Kirche" machte Bismarck zu ihrem Gegner. Schon im August 1872 mußte er sich der Einwirkung Evangelisch-klerikaler auf den Kirchenstreit erwehren. Damals schrieb er dem Kaiser den scharfen Brief [5]): „daß der Hofprediger Hoffmann schon jetzt eine sichere Meinung über die Frage abgiebt, wundert mich nicht, denn ich kenne seit Jahren die sanguinische Sicherheit, mit welcher sich dieser geistliche Herr auf dem ihm ganz fremden Boden der Politik bewegt. Sein gänzlicher Mangel an der diskreten Zurückhaltung, welche zarte Geschäfte erfordern, lassen mich befürchten, daß er das vorliegende durch seine Einmischung nur erschweren

1) An Senfft-Pelsach 20. 3. 73, Bismarckbriefe S. 479. 2) in demselben Brief. 3) an Roon 13. 12. 72, Bismarckbriefe S. 478. 4) Rede Kleists im Herrenhaus, Politische Reden V, S. 407. 5) Kaiser- und Kanzlerbriefe S. 107.

und Ew. Majestät Namen, wie das schon im Winter in Berlin geschehen zu sein scheint, mißbräuchlich benutzen wird. Ich kann daher ehrfurchtsvoll anraten, dem Oberhofprediger jede Thätigkeit auf diesem Gebiete huldreichst untersagen zu wollen."

Ueber die weitere Entwicklung des Verhältnisses berichtet Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen" zwar noch immer animos, aber doch trotz Andrae-Romans Einspruch[1]) im Wesentlichen richtig[2]): „Gegen mich begannen die Verleumdungen in dem Blatte, das unter dem christlichen Symbol des Kreuzes und mit dem Motto »Mit Gott für König und Vaterland« seit Jahren nicht mehr die konservative Partei und noch weniger das Christentum, sondern nur den Ehrgeiz und die gehässige Verbissenheit einzelner Redakteure vertritt. Dann die Deklaranten, deren wissenschaftliches Kontingent aus einigen hundert evangelischen Geistlichen bestand, die in ihrem amtlichen Charakter mir in dieser Form als Eideshelfer der Kreuzzeitungslügen entgegentraten und ihre Mission als Diener der christlichen Kirche und ihres Friedens dadurch bethätigten, daß sie die Verleumdungen des Blattes öffentlich kontrasignierten. Ich habe gegen Politiker in langen Kleidern, weiblichen und priesterlichen, immer Mißtrauen gehegt, und dieses Pronunciamento einiger hundert evangelischer Pfarrer zu Gunsten einer der frivolsten, gegen den ersten Beamten des Landes gerichteten Verleumdung war nicht geeignet, mein Vertrauen gerade zu den Politikern, die im Priesterrocke, auch in einem evangelischen, stecken, zu stärken."

In den Kämpfen gegen Rom und gegen diese hochkirchliche Fronde hat Bismark wiederholt den absoluten Gegensatz evangelischen und katholischen Kirchentums vortrefflich markiert. Da hat er einmal[3]) Windthorst „als evangelischer Christ", nicht als Minister erwiedert: „wenn er glaubt, daß die Trennung der evangelischen Kirche vom Staate für die evangelische Kirche tödlich sei, so muß ich ihm, was ich seiner ganzen Haltung nach voraussetzen konnte, entgegnen, daß ihm zu meinem Bedauern der wahre Begriff des Evangeliums noch nicht aufgegangen ist." Später gegen Mallinckrodt[4]): „Ich kann doch unmöglich, wenn ich als evangelischer Christ von der »Kirche« sprach, im Jahre 1849 die katholische Kirche nach den heutigen vatikanischen Bestimmungen als den Fels betrachtet haben, den ich dort als unter

1) s. oben S. 61. 2) II, S. 156. 3) 14. 5. 72, Politische Reden V, S. 345. 4) 17. 12. 73, Politische Reden VI, S. 129 f.

allen Stürmen feststehend bezeichnete. Jedenfalls wird man annehmen müssen, da ich meine evangelische Ueberzeugung immer fest, durchsichtig und offen ausgesprochen habe, daß ich damals nur an die evangelische Kirche habe denken können, keineswegs an die römisch-katholische, noch weniger an die vatikanische, wie sie sich heute gestaltet hat." Die extreme Rechte zeigte ihre Verwandtschaft mit dem Geist des römischen Infallibilismus, indem sie als Ideal der evangelischen Kirche eine Nachäffung der römischen Hierarchie mit ihrer straffen Organisation und ihren uniformen Glaubens- und Moralsatzungen im Sinne hatte. Mit Recht urteilt darum Graue[1]): „Weil ihr Weg seiner ganzen Richtung nach einer der nach Rom führenden Wege war, weil ihre kirchlichen Bestrebungen selber zum großen Teil die Oberhoheit des Staates verneinten und insofern staatsgefährlich waren, deshalb hatten sie kein Verständnis für die von Seiten des römischen Papsttums dem Staate drohende Gefahr und erschwerten auf alle Weise den Kampf des Staates gegen diese Macht. Eben deshalb aber mußte Bismarck damals nicht nur gegen die römische Kurie, sondern auch gegen die hochkirchlichen Bestrebungen von evangelischer Seite, wie sie namentlich in der genannten Fraktion des preußischen Landtags gepflegt wurde, Front machen."

Ein Festtag war es ihm darum, als am 14. April 1875 im Herrenhaus Frh. v. Maltzahn eine echtprotestantische Anti-Rom-Rede hielt. In der dadurch veranlaßten großen Rede[2]) finden wir seine Grundansichten über evangelisches Kirchenwesen gesammelt. Er beginnt mit herzlichem Dank, daß er „endlich einmal aus der konservativen Seite dieses Hauses ein freies, fröhliches Bekenntnis zu unserm Evangelium der Reformation gehört habe" und fährt dann fort: „Wäre dies Bekenntnis vor Jahren mit derselben Bestimmtheit hier ausgesprochen, hätte dieses Bekenntnis die Beschlüsse dieses Hauses, seiner evangelisch-konservativen Stützen geleitet bei dem ersten schmerzlichen Beginnen des Bruches zwischen den Konservativen und mir, bei Gelegenheit des Schulaufsichtsgesetzes, auch der Kampf mit der katholischen konservativen Partei, auch selbst mit der katholischen Revolution wäre nicht so heftig geworden, wie er geworden ist. Wenn mir damals die Evangelisch-Konservativen im Sinne des protestantischen

1) Bismarck-Jahrbuch II, S. 335. 2) Politische Reden VI, S. 260 ff.

Evangeliums treu zur Seite gestanden hätten, wenn es eine Mehrheit unter ihnen gegeben hätte, daß uns unser Evangelium, unsere durch das Papsttum bedrohte und gefährdete Politik — ich spreche es als ein evangelischer Christ aus — höher steht als eine augenblickliche politische Opposition gegen die Regierung — die Herren, ich nenne sie nicht, aber ich klage sie an, sie haben der Politik das Evangelium untergeordnet."

Dann dankt er wiederholt dem Vorredner für sein evangelisches Bekenntnis, das so vielleicht die Wiederanknüpfung der zu seiner schweren Verletzung zerrissenen alten Beziehungen veranlassen könne. Denn er könne sich mit Niemandem politisch befreunden, Niemand als Bundesgenossen betrachten, der sein evangelisches Bekenntnis der Politik unterordne. Das aber thue jeder, für den es hier nur eine Kirche gebe. „Wir haben eine allgemeine christliche Kirche; aber mit Rücksicht auf den Kampf, um welchen es sich bei diesem Gesetzentwurf handelt, ist es etwas sehr Gefährliches, nur von Einer Kirche zu sprechen, wo im Gesetz von der evangelischen gar nicht die Rede ist. Für ihn ist damit die eine Kirche die katholische —, ich betone es ausdrücklich. Viele meiner alten Freunde, die unbewußt, ich möchte sagen, aus gewisser zorniger Unzufriedenheit mit den weltlichen Dingen handeln, kommen dahin, in kryptokatholischer Richtung alles, was unserm vorwiegend evangelischen Staate feindlich geworden oder geblieben ist, als Freund und Bundesgenossen zu betrachten, alles, was dem Staate entgegensteht. Darüber verdunkeln sie sich, und bei allem äußerlich anspruchsvollen Bekenntnis geht ihnen doch das evangelische Bekenntnis verloren."

Nachdem Bismarck dann das Wesen der Papstkirche beschrieben hat, ruft er aus: „Was bei dieser Lage der Sache Herr von Kleist-Retzow immer von einer »Kirche« ganz einfach sprechen kann, — er hat sich ja viel mit Theologie beschäftigt, und ich glaube, daß er sich wohl auch einmal die Frage vorgelegt, hat, ob er für sein Seelenheil besser sorgt, wenn er katholisch wird; ich habe sie mir vorgelegt, habe sie aber verneint." Wenn Herr v. Kleist die katholischen Institutionen geprüft habe, aber doch von seinem evangelischen Standpunkt und von dem eines königlich preußischen ehemaligen Oberpräsidenten aus immer noch als die „Kirche" in dem augenblicklichen schweren Kampfe Preußens vertrete, sage er sich „von seiner Treue gegen König und Vaterland los, von dem Evangelium, kurz und gut; er steht immer als das bedauerliche Bild des ganzen Unterschiedes da, der ihn von dem evan-

gelischen Standpunkt des Herrn v. Maltzahn trennt, dem ich . . . meine herzliche Anerkennung für diese offene Herstellung der ursprünglichsten tiefsten, mit unserer Seele und unserem Heil zusammenhängenden Grundlage dieses Kampfes nicht versagen kann. Folge ich dem Papst, geht für mich die Seligkeit verloren; der Papst hat sie für mich nicht."

Während der Kanzler in dieser Rede von der katholischen Gemeinde sagt, sie sei „allenfalls in jedem ihrer Glieder immer der Stein in dem Pflaster, auf welchem der Priester steht", habe aber „mit dem Hochbau der Kirche keine Beziehung und keine Verbindung", erklärt er ein ander Mal [1]) von der evangelischen Kirche, sie sei „ohne Gemeinde undenkbar", und ihr könne nicht dadurch geholfen werden, „daß man das Gewicht der Gemeinde in ihr vermindert und das Gewicht der Geistlichkeit in ihr vermehrt". Eigentümlich, daß Bismarck die auf Stärkung des Einflusses der Gemeinde innerhalb der evangelischen Kirche gerichteten Bemühungen nicht kräftiger unterstützte, an der Durchsetzung der Gemeinde- und Synodalordnung keinen weiteren Anteil nahm und den hochverdienten Präsidenten des Oberkirchenrats Herrmann dem Ansturm der Hochkirchlichen ohne erhebliche Gegenwehr opferte. Ueberhaupt scheint die evangelische Kirchenfrage den großen Staatsmann als eine zu nebensächliche wenig beschäftigt zu haben. Wir finden auch in den „Gedanken und Erinnerungen" darüber nur die wenigen, kühlen Andeutungen [2]): „Die Erklärung der Falkschen Kirchenpolitik ist nicht ausschließlich auf dem Gebiete des katholischen Kirchenstreites zu suchen; sie wurde gelegentlich auch durch die evangelische Kirchenfrage gekreuzt und beeinflußt. In dieser stand Herr von Puttkamer den am Hofe wirksamen Auffassungen näher als Falk." — „Den Bruch (Falks) mit Sr. Majestät führten die Streitigkeiten mit dem Oberkirchenrat und den ihm nahe stehenden Geistlichen herbei, aber aus der Zuspitzung der Gegensätze ließ sich die Mitwirkung gescheiterer Hände und feinerer Arbeit erkennen, als den formellen Ratgebern des Kaisers in seiner Eigenschaft als summus episcopus eigen war." — „Meine ersten Versuche für Anbahnung des kirchlichen Friedens fanden auch bei Sr. Majestät keinen Anklang. Der Einfluß der höchsten evangelischen Geistlichkeit war damals noch stärker als der katholisierende der Kaiserin."

Als nun 1887 die Hammerstein-Stöcker'sche Bewegung,

1) Politische Reden XII, S. 376. 2) II, S. 132 f.

welche aus Anlaß des Friedenschlusses mit Rom auch für die evangelische Kirche eine höhere Basis, größere Freiheit und Unabhängigkeit vom simultanen Staat, speziell vom Kultusministerium und Landtag erstrebte, zu festen Anträgen sich verkörperte, fand sie beim Ministerpräsidenten kein sympathisches Entgegenkommen, da er von der Annahme ausging, daß von der geplanten Reform nur die protestantische Hierarchie Nutzen ziehen würde. Wenn es ihm zu bunt würde, soll er geäußert haben[1]), würde er in die böhmische Gemeinde eintreten. Als dann der Hammerstein'sche Antrag im Abgeordnetenhaus diskutiert und wesentlich auch mit einem Seitenblick auf die beneidenswerte Selbständigkeit der römischen Kirche begründet ward, vertrat Bismarck energisch den Standpunkt des historischen protestantischen Staatsrechtes und der Imparität der Kirchen[2]): „Ich möchte, daß die evangelische Kirche nicht gerade die absolute Parität und den Vergleich mit der katholischen Kirche dabei zur Grundlage nehme und sich zurückgesetzt fühle, wenn der katholischen Kirche irgend welche Konzessionen gemacht werden. Eine Gleichheit der beiden Kirchen im preußischen Staate ist ja nach ihrer ganzen Beschaffenheit nicht möglich; sie sind inkommensurable Größen. Wollen Sie die volle Gleichheit haben, dann müssen Sie dem höchsten Oberhaupte der katholischen Kirche im preußischen Staate dieselben Rechte zuteilen, wie dem höchsten Oberhaupte der evangelischen Kirche, mit anderen Worten: dieselbe, die unser König besitzt. Das ist ja eine vollständige Unmöglichkeit. So lange das Oberhaupt der protestantischen Kirche das volle Drittel im Anteil an unserer Gesetzgebung hat und im absoluten und alleinigen Besitz der vollziehenden Gewalt ist, ist von einer formalen Gleichheit zwischen beiden Kirchen nicht zu sprechen."

Tiefer in die Prinzipienfrage gehen schon die weiteren Ausführungen ein. „Außerdem steht noch im Wege, daß beide Kirchen auf ganz anderen Fundamenten stehen: die katholische Kirche ist durch ihre Geistlichkeit, durch den Klerus vollständig hergestellt und abgeschlossen, sie könnte ohne Gemeinde bestehen, die Messe kann gelesen werden ohne Gemeinde; die Gemeinde ist ein nützliches Objekt der Bethätigung des christlichen Sinnes der katholischen Kirche, aber sie ist zur Existenz der Kirche durchaus nicht erforderlich; in der protestantischen Kirche aber ist die Gemeinde

1) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, S. 183.
2) 21. 4. 87, Politische Reden XII, S. 375 f.

durchaus die Grundlage der ganzen Kirche; der ganze Gottesdienst ist ohne Gemeinde undenkbar, und die ganze protestantische Kirchenverfassung beruht ursprünglich dem Kirchengedanken gemäß auf der Gemeinde. Was heißt denn ἐκκλησία anders als Volksversammlung? Was heißt ἐκκλησιάζειν? Zur Volksversammlung reden. Ich ekklesiastiziere in diesem Augenblick im alten griechischen Sinn des Wortes. Der protestantischen Kirche kann nicht damit geholfen werden, daß man das Gewicht der Gemeinde in ihr vermindert und das Gewicht der Geistlichkeit in ihr verstärkt; auch dadurch nicht, daß innerhalb der Geistlichkeit und innerhalb der kirchlichen Obrigkeit überhaupt der Schwerpunkt verschoben wird; ihr kann geholfen werden durch reichlichere, bessere Dotation, durch bessere Ausstattung, aber nicht durch einen gesetzgeberischen Eingriff in ihre Verfassung."

Wahrlich, wer so klare, feste, evangelische kirchliche Auffassungen vorzutragen hat, darf mit berechtigtem Stolz von sich sagen[1]): „Ich habe in Bezug auf die evangelische Konfession meine eigene Ueberzeugung und Meinung und bin in meinem Glauben daran Gott und den Menschen gegenüber stark und fest genug begründet, um mich durch diese Angriffe nicht erschüttern zu lassen. Aber ich kann nur als evangelischer Staatsangehöriger meiner Ueberzeugung Ausdruck geben; von den Herzens- und Seelenbedürfnissen eines katholischen Mitbürgers aber kann ich mir nicht in der Art eine so genaue Vorstellung machen von der Notwendigkeit der Konzessionen, deren seine Kirche bedarf, daß ich nicht meine Meinung der seinigen unterordnen könnte. Meinen evangelischen Glaubensgenossen gegenüber, denen würde ich meine Ueberzeugung nicht opfern." Im Einzelnen gibt Bismarck zu, daß die königliche Regierung wohl der Summe, nicht aber dem Bedürfnis nach der evangelischen Kirche reichliche Opfer gebracht habe. Er bitte in diesem Augenblicke aber nicht von einzelnen Parteirichtungen, ja von kleinen Brüchen von Fraktionen aus Anträge einzubringen; man solle mehr Vertrauen setzen in den Schutz und die Förderung seitens des Summus episcopus.

Es ist für jeden, der diese Zeit mit Bewußtsein durchlebt hat, wohl verständlich, daß die gewaltige Autorität des sich selbst für voll kompetent haltenden evangelischen Ministerpräsidenten, die wie Mehlthau auf alle Bestrebungen nach größerer Freiheit der Kirche vom interkonfessionellen Staat, nach energischerer Durch-

1) Ebenda S. 396 f. am 22. 4. 87.

führung der Selbstverwaltung der Kirche als Gemeinde der Gläubigen sich legte, den zielbewußten Anhängern und Vorkämpfern der Idee der Kirche als objektiver, sozialer Heilsanstalt nahezu unerträglich ward. Dazu muß noch in Betracht gezogen werden, daß Bismarck auch den endlich in Bewegung gekommenen Kirchenbau- und Gemeindeteilungsprojekten zumal für die Abhilfe der Berliner Kirchennot passiven Widerstand entgegensetzte, z. B. die Bitte der Berliner Stadtsynode um Genehmigung einer Erhöhung des Prozentsatzes der Kirchensteuer aus Sorge um Schmälerung der allgemeinen Steuerkraft in seinem Kabinet absichtlich liegen ließ, auch nicht einmal einer Antwort würdig fand. Endlich trat noch die Abneigung des Kanzlers gegen den von Stöcker vertretenen christlichen Sozialismus, speziell wenn er von der Hierarchie dirigiert ward, hinzu. 1881 hatte Bismarck wie Thile, Bucher, Busch seine Stimme noch für Stöcker abgegeben und das bei Tisch so motiviert[1]): „Ich wollte erst diese Agitation für Stöcker als Antisemiten nicht, sie war mir unbequem und ging zu weit. Jetzt aber freue ich mich darüber, daß der Hofprediger gewählt ist. Er ist ein thätiger, furchtloser, standhafter Mann und hat ein Maul, das nicht tot zu machen ist.“ Als aber mit der Thronbesteigung des jungen Kaisers die Waldersee-Stöcker-Hammerstein'schen Kreise Einfluß auf die höchste Stelle zu gewinnen drohten, da kehrte der Fürst zu seinem alten Widerwillen gegen die Politiker in langen Kleidern zurück.

Es kann in diesem Zusammenhang nicht darauf verzichtet werden, den berühmten „Scheiterhaufenbrief“ des geistlichen Politikers abzudrucken, so gern man dies bedauerliche Produkt einer komplizierten Situation und Denkart der Vergessenheit überließe[2]). „Was man meines Erachtens thun kann und muß, ist folgendes. Prinzipiell wichtige Fragen, wie Judenfrage, Martineum, Harnack, Reichstagswahl im sechsten Wahlkreise, die gewiß mit einem Fiasko der antisozialdemokratischen Elemente schließt, muß man, ohne B. zu nennen, in der allerschärfsten Weise benützen, um dem Kaiser den Eindruck zu machen, daß er in dieser Angelegenheit nicht gut beraten ist, und ihm den Schluß auf B. überlassen. Man muß also rings um das Kartell Scheiterhaufen anzünden und sie hell auflodern lassen, den herrschenden Opportunismus in die Flammen werfen und dadurch die Lage be-

1) Tagebuchblätter III, S. 55. 2) vom 14. 3. 88. Abgedruckt Bismarck-Jahrbuch II, S. 702 f.

leuchten. . . . Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und B. Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: sechs Monate will ich den Alten — B. — verschnaufen lassen, dann regiere ich selbst. B. selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns etwas zu vergeben, doch vorsichtig sein."

Wie dieser Brief, als er durch Indiskretion bekannt wurde, auf Bismarck wirkte, können wir einem von ihm inspirierten Artikel der Hamburger Nachrichten[1]) entnehmen. Derselbe erklärt den Brief aus Stöckers Wut darüber, daß „der Reichskanzler es ablehnte, sich in den Dienst priesterlicher Politik zu stellen und auf amtlichem Gebiete dem Versuche, ein von der Staatsregierung unabhängiges protestantisches Zentrum neben dem katholischen herzustellen, seine Mitwirkung versagt hatte. Stöcker hat für die Tendenz, welche sich in seinem Hammerstein'schen Briefe ausspricht, wohl schwerlich einen andern Anlaß gehabt als seine Neigung, die kanzlerischen Einflüsse zu Gunsten der priesterlichen einzuschränken und an Stelle eines Kanzlers, der nur staatliche Zwecke erstrebte, einen andern zu bringen, der kirchlichen Einflüssen auf dem Gebiete der Staatsgeschäfte zugänglicher gewesen wäre." Es scheint mir übrigens in dieser Beurteilung, speziell was das protestantische Zentrum und die Stärkung der kirchlichen Einflüsse auf die Staatsgeschäfte betrifft, dem Gegner kein fremdes Motiv untergeschoben zu sein; hier lag entschieden die Differenz.

Der kirchlich-sozialen Tendenz Stöckers, welche auf dem Wege der Verfassung der evangelischen Kirche eine mit Rom konkurrenzfähige freie Einflußmacht im Staats- und Volksleben verschaffen wollte, trat in Bismarck eine streng protestantische Auffassung von der Kirche als der Gemeinde des Heils und der Dienerin des inneren Lebens der Individuen und vom Staate als sittlichem Selbstzweck, als Zusammenfassung aller Kräfte des äußeren Volkslebens entgegen, eine Auffassung, welche in der relativen Ohnmacht der objektiven Institution noch keine Gefahr für die innerliche, erziehliche Potenz der Kirche erblickte. Es kann nicht geleugnet werden, daß in dieser schroffen Ablehnung aller sozial-politischen Aufgaben der Kirche wie das prinzipielle Recht

1) vom 28. 9. 95, abgedruckt in Bismarck-Jahrbuch III, S. 526.

so das faktische Unrecht Bismarcks lag. Er rechnete eben nicht mit den überwiegend katholischen Trieben und Bedürfnissen der bleibenden Mehrzahl auch der protestantischen Christen. Oder fürchtete er noch mehr die für den Staatsmann unerträgliche Komplikation, wenn der notwendig opportunistische Staat nun wie mit einem katholischen, auch mit einem evangelischen Zentrum zu kämpfen hätte? Jedenfalls war Bismarck der bessere Protestant in diesem Gegensatz, wenn auch der schlechtere Kirchenchrist.

* * *

Charakteristisch für die Stärke und Schwäche der Bismarckschen kirchlichen Position ist vor Allem seine Stellung zur Zivilehe. In seinen „Gedanken und Erinnerungen" hat er selbst [1]) eine Apologie derselben geboten: daß er den Widerstand des Kaisers dagegen gebrochen, sei eine der Erfindungen des demokratischen Jesuitismus, den die „Germania" vertrete. Nein, der Kaiser habe zwischen Kabinetswechsel und Annahme zu wählen gehabt. „In meinem damaligen Gesundheitszustand wäre ich der Aufgabe nicht gewachsen gewesen, aus den mir und sich unter einander feindlichen Fraktionen ein neues Kabinet behufs Fortsetzung der Kämpfe nach allen Seiten hin zu rekrutieren." So habe er dem Kaiser nur geraten, zwischen der obligatorischen Zivilehe und einem Ministerwechsel für erstere zu optieren. „Unzweifelhaft war seine Abneigung gegen die Zivilehe noch größer als die meinige; ich hielt mit Luther die Eheschließung für eine bürgerliche Angelegenheit, und mein Widerstand gegen Anerkennung dieses Grundsatzes beruhte mehr auf Achtung vor der bestehenden Sitte und der Ueberzeugung der Massen als auf eigenen christlichen Bedenken."

Also in einer Frage, die für Freunde wie Gegner der Zivilehe eine prinzipielle, eine Gewissensfrage, der Niederschlag ihrer ganzen Auffassung von Staat und Kirche war, genau wie in der Frage des allgemeinen Stimmrechtes bloße Opportunitätspolitik! Das ist in der That befremdend. Hören wir gar noch seine Parlamentsrede, die das Zivilehegesetz als eine Notwehr des Staates gegen revolutionäre Bischöfe hinstellt! [2]) Er bestätigt wieder, daß er nicht bereitwillig, sondern ungern und nach großem Kampf dem Antrag seiner Kollegen zugestimmt habe. Er habe hier

1) II, S. 140 f. 2) Politische Reden VI, S. 130 f. vom 17. 12. 73.

aber nicht Dogmatik, sondern Politik zu treiben; politisch angesehen sei der Staat durch das revolutionäre Verhalten der Bischöfe zur Notwehr mittelst dieses Gesetzes gezwungen, wodurch er Konflikten ausweiche, so lange es möglich sei: „Unter diesen Umständen glaube ich, daß der Staat ein Bedürfnis der Notwehr mit diesem Gesetz erfüllt, und ich bin entschlossen, dafür einzustehen wie für so manches, was meinen persönlichen Ueberzeugungen, namentlich wie ich sie in der Jugend gehabt habe, nicht immer entspricht. Aber ich bin ein, den Gesamtbedürfnissen und Forderungen des Staates im Interesse des Friedens und Gedeihens meines Vaterlandes gegenüber disziplinierter und sich unterordnender Staatsmann." Wir müssen doch sagen: entweder waren seine Bedenken gegen das Gesetz „Ueberzeugungen", dann durfte alle realpolitische Disziplin ihn nicht darüber hinwegheben; oder es handelte sich nur um liebgewordene traditionelle Anschauungen, dann hätte er nicht realpolitische, sondern prinzipielle Motive zur Ueberwindung derselben angeben müssen. Sonst ordnete auch er, was er seinen faktiösen Vettern vorwarf [1]), Glaube und Evangelium der Politik unter. Bei einer Ueberzeugungsfrage darf man nicht sagen: [2]) „In diesem Augenblick halte ich das Uebel eines Ministerwechsels für ein Größeres und habe so, nachgebend, meine von Berlin aus wiederholt urgierte Zustimmung erteilt." Vergessen wir aber nicht Bismarcks Mahnung [3]): „Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, thut mir Unrecht, und soll sich sein Gewissen auf diesem Kampfplatze erst selbst einmal versuchen." Wenn er aber im selben Zusammenhang die Gewissensnot davon herleitet, daß es in den Fragen, die an ihn herantreten, nicht immer leicht ist, die volle Klarheit zu gewinnen, so dürfen wir das Halbe seiner Stellungnahme in der Frage der Zivilehe wohl auf mangelnde prinzipielle Klarheit zurückführen.

Denn einerseits war er innerlich im Glauben nicht an den Trauzwang gebunden. Er hielt ja mit Luther die Eheschließung für eine bürgerliche Angelegenheit. „An und für sich", führte er noch 1886 im Reichstag [4]) aus, „erachte ich die Sache nicht für so schlimm, wie sie in unserer öffentlichen Meinung gehalten wird; ich halte die Eheschließung mit Luther, den ich, glaube ich, auf meiner Seite habe, für eine bürgerliche Institution, von der allerdings zu wünschen ist, daß sie auch des kirchlichen Segens

1) s. oben S. 69 f. 2) Reichstagsreden vom 30. 11. 81, Politische Reden IX, S. 173. 3) Bismarckbriefe S. 421. 4) 31. 3. 66, Politische Reden XI, S. 397.

nicht entbehre. Daß ich aber hiedurch Thür und Thor geöffnet hätte zur sozialdemokratischen Ehe, zur Ehe auf Kündigung, ist doch gewiß eine ungerechte Beschuldigung." Andererseits beruhte sein „Widerstand gegen Anerkennung dieses Grundsatzes mehr auf Achtung vor der bestehenden Sitte und der Ueberzeugung der Massen als auf eigenen christlichen Bedenken." Zu kirchlich gedacht scheint mir Graues Herleitung[1]) der Bismarckschen Bedenken, „aus der nicht unbegründeten Besorgnis, daß durch die Aufhebung des kirchlichen Tauf- und Trauzwanges, insbesondere durch Einführung der obligatorischen Zivilehe, das kirchliche Bewußtsein namentlich in solchen Volkskreisen, in denen dasselbe ohnehin längst geschwächt war, von Grund aus erschüttert und eine Begriffsverwirrung verursacht werden würde, in welcher Tausende diese Gesetzesänderung so auffaßten, als erkläre durch dieselbe der Staat die kirchlichen Handlungen der Taufe und der Trauung für überflüssig." Dagegen ist durch Bismarcks eigene Worte gedeckt die zweite Motivierung Graues: „Sodann aber wurde Bismarck durch Anschauungen, die in den Gesellschaftskreisen, in denen er aufgewachsen war, seit lange die herrschenden und ihm von Jugend auf eingepflanzt waren, in diesem Punkte an einer vollständig unbefangenen Würdigung des geschichtlichen Thatbestandes einerseits und der kirchlichen Desiderien andererseits gehindert."

* * *

Nachdem die christlich-soziale und staats-sozialistische Flut, die in den ersten Regierungsjahren Kaiser Wilhelms II. weit über die sozialen Landmarken, die Bismarck einst abgesteckt hatte, hinausgeflutet war, längst einer Ebbe gewichen ist, die seine Absteckungen wieder hervortreten läßt, dürfte die Zeit gekommen sein zu einer objektiven Würdigung der Bismarckschen Sozialpolitik. Sie genügt uns Freunden des Evangelisch-sozialen Kongresses thatsächlich nicht; aber sie war, von Bismarcks Ausgangspunkt aus betrachtet, ein gewaltiger Fortschritt. Der geniale Wurf, der großmütige Gegenschlag, womit er, wie einst der Niederwerfung Oesterreichs seine Wiederaufrichtung zum Bundesgenossen, so nun dem Sozialistengesetz die positive Reformgesetzgebung folgen ließ, wird gewiß das Staunen der Geschichtsschreiber dauernd erregen. Was der Gegner der Arbeiterschutzgesetzgebung einmal mit ge-

1) Bismarck-Jahrbuch II, S. 293.

reiztem Stolz erklärte[1]), ist nur die Wahrheit: „Ich darf mir die erste Urheberschaft der ganzen sozialen Politik vindizieren, einschließlich des letzten Abschlusses davon. Es ist mir gelungen, die Liebe des hochseligen Kaisers Wilhelm für diese Sache zu gewinnen. Er hat es als seinen schönsten Triumph bezeichnet, den er noch haben würde, wenn diese Fürsorge für die Bedürftigen noch unter seiner Regierung zum Abschluß kommen könnte. Der jetzt regierende Kaiser hat es eine seiner ersten Aeußerungen sein lassen, sich diese Neigung seines hochseligen Herrn Großvaters unbedingt anzueignen. Wie sollte ich nun dahin kommen, dieses unter meiner Initiative ins Leben gerufene Werk dicht vor dem Abschlusse zu verleugnen, ja sogar zu bekämpfen!“ Nein, es wird unsere erste Pflicht sein, „dem tiefblickenden Staatsmann“ zu danken [2]), „der erkannt hat, daß die christliche Religion allein Heil bringen kann der sozialen Not, die christliche Religion, die ihm die Religion der thatkräftigen Liebe, nicht der Worte, des Herzens und Willens, nicht der bloßen Spekulation ist.“

Es stimmt völlig überein mit der oft erwähnten Rede des jungen Parlamentariers über den christlichen Staat, wenn wir in den politischen Grundzügen des Gesetzentwurfes zur Unfallversicherung die wohl von Bismarck verfaßte Motivierung lesen [3]): es handle sich bei dem Gesetz um die Pflicht der Humanität und des Christentums wie um die der staatserhaltenden Politik. Es stelle lediglich eine Weiterentwickelung der aus der christlichen Gesittung erwachsenen modernen Staatsidee, speziell der Idee der staatlichen Armenpflege dar. Die Lösung dieser neuen Aufgabe, welche wieder neue Aufgaben erzeugen werde, sei nicht mehr hinauszuschieben, da sie nur die Erfüllung der beim Sozialistengesetz gegebenen Zusage bedeute. Noch deutlicher tritt das christliche Motiv heraus in der Reichstagsrede vom 2. April 1881 [4]): „Wenn der Herr Abgeordnete Bamberger, der ja an dem Worte „christlich“ keinen Anstoß nahm, für unsere Bestrebungen einen Namen finden wollte, den ich bereitwillig annehme, so ist es der: praktisches Christentum, aber sans phrase, wobei wir die Leute nicht mit Reden und Redensarten bezahlen, sondern wo wir ihnen wirklich Etwas gewähren wollen.“ „Ich möchte gern, daß ein Staat, der — wenn Sie auch die Benennung »christlicher Staat« perhorreszieren — doch in seiner großen Mehr-

1) Im Reichstag 29. 3. 89. Politische Reden XII, S. 619. 2) Aus dem S. 64 zitierten Gießener Doktordiplom. 3) 8. 3. 81, Politische Reden IX, S. 9 f. 4) Politische Reden IX, S. 23 und 32.

heit aus Christen besteht, die Grundsätze der Religion, zu der wir uns bekennen, namentlich in Bezug auf die Hilfe, die man dem Nächsten leistet, in Bezug auf das Mitgefühl mit dem Schicksal, dem alte, leidende Leute entgegengehen, sich einigermaßen durchdringen lassen."

Am tiefsten und apologetisch wertvollsten vertrat Bismarck den christlichen Sozialismus in der Reichstagsrede vom 9. Januar 1892 [1]): „Praktisches Christentum, das heißt Bethätigung unserer christlichen Sittenlehre auf dem Gebiete der Nächstenliebe . . . Auch diejenigen, die an die Offenbarungen des Christentums nicht mehr glauben, möchte ich daran erinnern, daß doch die ganzen Begriffe von Moral, Ehre und Pflichtgefühl, nach denen sie ihre anderen Handlungen in dieser Welt einrichten, wesentlich nur die fossilen Ueberreste des Christentums ihrer Väter sind, die unsere sittliche Richtung, unser Rechts- und Ehrgefühl noch heute, manchem Ungläubigen unbewußt, bestimmen, wenn er auch die Quelle selbst vergessen hat, aus der unsere heutigen Begriffe von Zivilisation und Pflicht geflossen sind. Ich glaube also, auch ihnen und selbst denen, die einer anderen Konfession angehören, ist doch das Gebot der Nächstenliebe, das Gebot der Wohlthätigkeit auch in ihrer Konfession ein vorherrschendes. Ich sehe daher nicht ein, mit welchem Recht wir für unsere gesamten Privathandlungen die Gebote des Christentums, lebendig oder fossil, anerkennen und sie gerade bei den wichtigsten Handlungen, bei der wichtigsten Bethätigung unserer Pflichten, bei der Teilnahme an der Gesetzgebung eines Landes von 45 Millionen in den Hintergrund schieben wollen und sagen: Hier haben wir uns daran nicht zu kehren. Ich meinerseits bekenne mich offen dazu, daß dieser mein Glaube an die Ausflüsse unserer geoffenbarten Religion in Gestalt der Sittenlehre vorzugsweise bestimmend für mich ist und jedenfalls auch für die Stellung des Kaisers zu der Sache, und daß damit die Frage von dem christlichen oder nicht christlichen Staate gar nichts zu thun hat. Ich, der Minister dieses Staates, bin Christ und entschlossen, als solcher zu handeln wie ich glaube, es vor Gott rechtfertigen zu können."

Den Umfang und praktischen Zielpunkt dieser christlichen Sozialpolitik fixiert am besten die Reichstagsrede vom 9. Mai 1884 [2]): „Geben Sie dem Arbeiter das Recht auf Arbeit, solange er gesund ist, geben sie ihm Arbeit, so lange er gesund

1) Ebenda S. 207 f. 2) a. a. O. X, S. 109.

ist, sichern Sie ihm Pflege, wenn er krank ist, sichern Sie ihm Versorgung, wenn er alt ist — wenn Sie das thun und die Opfer nicht scheuen, und nicht über Staatssozialismus schreien, sobald Jemand das Wort »Altersversorgung« ausspricht, wenn der Staat etwas mehr christliche Fürsorge für die Arbeiter zeigt, dann glaube ich, daß die Herren vom Wydener Programm ihre Lockpfeife vergebens blasen werden, daß der Zulauf zu ihnen sich sehr vermindern wird, sobald die Arbeiter sehen, daß es den Regierenden und den gesetzgebenden Körperschaften mit der Sorge für ihr Wohl ernst ist." Man beachte wohl, daß es sich hier durchweg um leibliche Fürsorge, um Lösung der sozialen als einer Magen- und Ernährungsfrage handelt, um einen Ausbau des Armenrechts! Höchstens das viel besprochene „Recht auf Arbeit" überschreitet diese Schranken und erfaßt die ethisch-rechtliche Seite der Arbeiterbewegung. Es handelt sich um Erfüllung des Gebotes der tragenden Nächstenliebe, nicht des Gebotes: „ehret Alle," d. h. achtet auch den Geringsten als ethisch-religiöse Persönlichkeit mit Ansprüchen der Selbst- und Standesachtung! Bismarcks christlicher Sozialismus geht von einer zu engen Fassung des Begriffes „praktisches Christentum" aus und ist nicht orientiert an dem tiefsten Begriff der Nächstenliebe, der Achtung der Persönlichkeit, die mehr wert ist, als alle materiellen Werte.

Hier trat der extreme Realismus des die Masse verachtenden Staatsmannes dem Stöckerschen christlichen Sozialismus entgegen, der nicht in den Versorgungs-, sondern in den Schutzgesetzen den Schwerpunkt seiner Bestrebungen findet. Der Gegensatz kam zunächst zur Aussprache gelegentlich der Anträge wegen Schutz des Sonntages, die 1885 den Reichstag beschäftigten. Da erklärte Bismarck[1]): „Wenn man die Arbeiter darüber abstimmen ließe: wollt ihr, daß euch bei Strafe verboten wird, Sonntags zu arbeiten, so werden sie die Frage, ob sie ihrerseits bereit sind, 14 Prozent ihres Jahreslohnes zu verlieren, ganz bestimmt verneinen, in denjenigen Betrieben, in denen bisher nach dem Zwange der Natur des Geschäfts die Sonntagsarbeit bedauerlicherweise stattfindet." Wir wissen nun, daß der große Staatsmann sich in der Berechnung des Verlustes wie seiner Einschätzung seitens der Arbeiter verrechnet hat; wir wissen aber auch, daß die Arbeiter in dem idealen Gut des Sonntags keine Phrase, sondern

1) 9. 5. 85, Politische Reden XI, S. 190.

„wirklich Etwas" erkannt haben. Es beruht nicht blos auf faktischen Irrungen, sondern auf verkehrten Grundsätzen, wenn Bismarck in derselben Rede[1]) seine Bedenken dahin zusammenfaßt: „Weiter sagt der Bericht (der Kommission): Auch könnten materielle Verluste nicht in Frage kommen, wenn es sich um die höchsten Güter eines Volkes, seine geistige und körperliche Gesundheit handelt. Ja, wenn aber die Mittel zum Leben verloren gehen und geringer werden, und der Arbeitslohn ausfällt, was helfen dem Volke dann die höchsten Güter, wenn es Hunger leiden muß?" Man begreift die schmerzliche Enttäuschung der Christlich-Sozialen[2]), als Bismarck so den tief religiösen und hochidealen Motiven des Antrags gegenüber nur die materiellen Verhältnisse betonte.

In dieser Unempfindlichkeit für den Sonntagsschutz steckt aber noch eine andere tiefere Wurzel Bismarckscher Eigenart. Wie die objektive Institution der Kirche, so ist ihm die objektiv-soziale Ordnung des Sonntags nie wichtig geworden, vielmehr bewegte er sich in einer oppositionellen Richtung gegen alle kirchliche und kultische Legitimität, worin er anglikanischen Sauerteig witterte. „Ich muß sagen", erklärte er im Reichstag[3]), „ich habe von dem englischen Sonntag, wenn ich in England gewesen bin, immer einen peinlichen und unbehaglichen Eindruck gehabt. . . Ich war gerade an einem Sonntag zum erstenmal in meinem Leben — ich glaube, es war vor einigen vierzig Jahren — in England an das Land getreten und war so froh, eine schlechte Fahrt überstanden zu haben, daß ich unwillkürlich ein Lied pfiff — nicht sehr laut — und ein Bekannter vom Schiff, der mit mir ging, sagte etwas ängstlich: »Bitte, Herr, pfeifen Sie nicht!« Ich sagte: »Warum sollte ich nicht? ich bin vergnügt.« — »Es ist Sonntag!« Das war in Hull, und er setzte mir mit Wohlwollen auseinander, ich liefe Gefahr, Unannehmlichkeiten zu erleben. Das hatte für mich die Folge, daß ich sofort wieder an Bord ging und nach einer andern Gegend fuhr. Ich führe das nur an, um zu sagen, daß ich mich mit einer solchen Zwangsfeier, so lange ich noch lebe, nicht befreunden würde, auch nicht glaube, daß dies Gottes Gebot entspricht und daß es geeignet ist, den Menschen zu bessern." Es ist charakteristisch, daß er noch so im alten Individualismus steckte, daß er es nicht ertrug,

1) a. a. O. S. 193. 2) 9. 5. 85, Lieber a. a. O. S. 210.
3) Ebenda S. 198 f.

nicht pfeifen zu dürfen, wenn er Lust dazu hatte, und nicht daran wollte, Einschränkungen der individuellen Bewegungsfreiheit zu verfügen zum Schutz der Schwächeren, denen die Freiheit der Stärkeren zur Sklaverei wird.

Im Uebrigen hält er sich ja ganz in der Linie des evangelischen Grundsatzes: „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbaths willen." Busch berichtet uns von einem Tischgespräch während des Krieges, das von derselben Erfahrung der schrecklichen Tyrannei des englischen Sabbaths ausging. Da fuhr Bismarck fort[1]): „Ich bin sonst durchaus nicht gegen die Sonntagsheiligung. Im Gegenteil, ich thue als Gutsherr dafür, was ich kann. Nur will ich nicht, daß man die Leute zwinge. Jeder muß wissen, wie er sich am besten aufs künftige Leben vorbereitet. — Sonntags sollte nirgends gearbeitet werden, nicht so sehr, weil es unrecht ist, gegen Gottes Gebot, als der Menschen wegen, die Erholung haben müssen. Das gilt freilich nicht vom Staatsdienst . . . Auch dagegen ist nichts zu sagen, daß unsre Bauern in der Ernte, wenn es lange geregnet hat und es Sonnabends schönes Wetter werden will, ihr Heu oder Korn des Sonntags einbringen. Ich würde es nicht übers Herz bringen, das meinen Pächtern etwa im Kontrakt zu untersagen. Ich selber kann mir das gestatten, da ich den etwaigen Schaden eines Montagsregens mit ansehen kann. Auch gilt es bei unseren Gutsbesitzern für unanständig, selbst in solchen Notfällen die Leute am Sonntag arbeiten zu lassen." — „In Frankfurt, als ich noch freier war, haben wir Sonntags immer ganz einfach gegessen, und ich habe niemals ausspannen lassen, der Leute halber." Für regelmäßigen Ladenschluß spricht er sich aus, fügt aber hinzu: „doch wollte ich Niemand zwingen. Ich könnte es auf dem Lande vielleicht so thun, daß ich nichts von ihm kaufte — er müßte denn alles besonders gut haben, wo ich nicht weiß, ob ich mich dazu überwände; dafür aber müßte gesorgt werden, daß lärmende Geschäfte, z. B. Schmieden, des Sonntags in der Nähe von Kirchen nicht arbeiteten."

Bei dieser liberal-individualistischen Auffassung der sozialen Institutionen mußte Stöckers kirchlicher Sozialismus ihm ein unerträglicher Konkurrent um die Gunst des kaiserlichen Herrn sein. Wir wundern uns nicht zu erfahren[2]), daß der Kanzler schon bald

1) Tagebuchblätter I, S. 278 f. Uebrigens vergleiche auch den Brief an Roon vom 29. 8. 69, Bismarckbriefe S. 449. 2) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, S. 77.

nach Erlaß des Sozialistengesetzes an allerhöchster Stelle die Erwägung anregte, ob das Auftreten des Hofpredigers überhaupt noch zu dulden sei. Wir sind mit Stöcker immer überzeugt gewesen, daß der Sturz Bismarcks nach der öffentlichen Erklärung des jungen Kaisers für den Kathedersozialismus nur noch eine Frage der Zeit sein konnte. Hier standen sich zwei Generationen verständnislos gegenüber, die beide das praktische Christentum und positiv-soziale Reform wollten, aber auf völlig verschiedenen Grundlagen und Wegen. Vergessen wir nie, daß unsere Generation auf den Schultern des mutigen Bahnbrechers des christlichen Staatsgedankens steht!

* * *

In der Linie dieser freien, individualistischen Auffassung des Christentums liegt endlich auch ein Verdienst, das gar selten, aber umso voller in dem Gießener Doktordiplom zur Anerkennung kam. Dasselbe schließt: „dem einsichtigen Freunde aller deutschen Universitäten, der zumal den evangelisch-theologischen Fakultäten teuer geworden ist durch die Entschlossenheit, mit der er für die Freiheit derselben eingetreten ist, ohne welche sie dem Evangelium und der Kirche nicht dienen können". In seinem Dankschreiben[1]) knüpft der Ehrendoktor gerade an diesen letzten Satz an: „Wer sich der eigenen Unzulänglichkeit bewußt ist, wird in dem Maße, in welchem Alter und Erfahrung seine Kenntnis der Menschen und der Dinge erweitern, duldsam für die Meinung Anderer."

Solche Kenntnis der Menschen machte ihn mißtrauisch gegen allen konfessionellen Fanatismus. In den „Gedanken und Erinnerungen" macht Bismarck einmal[2]) die treffende Bemerkung, „wie konfessionelle Fanatiker, und nicht blos Laien, in der Regel der Notwendigkeit ausweichen oder die Auskunft schuldig bleiben, wenn man sie nach den unterscheidenden Merkmalen der verschiedenen Bekenntnisse und Glaubensrichtungen und nach dem Schaden fragt, welchen sie für ihr Seelenheil befürchten, wenn sie eine der Abweichungen des Andersgläubigen nicht angriffsweise bekämpfen."

Es war Duldsamkeit und Verständnis für die Notwendigkeit wissenschaftlicher Freiheit, nicht aber gleiche Richtung und Auffassung, wie wir sahen, was den Staatsmann bewog, dem

1) Mitgeteilt z. B. Politische Reden XII, S. 545. 2) II, S. 22.

Andrängen der Hofprediger und Klerikalfeudalen wie der Abneigung des bibelgläubigen Kaisers gegenüber seine schützende Hand über der modernen Theologie zu halten, speziell der aufstrebenden Ritschl'schen Schule den Zugang zu den bedeutendsten Lehrstühlen zu eröffnen, zuletzt noch — vgl. den Scheiterhaufenbrief! — den Zorn der Stöcker-Hammerstein durch Berufung Harnacks zu erregen. Diese Thätigkeit übte der Fürst ja nicht direkt, noch hat er mit Worten, so viel ich weiß, sich dazu bekannt; aber wenn seine Beamten, nicht blos unter Falk, der D. Pfleiderer von Jena nach Berlin berief, sondern auch unter Puttkamer und Goßler, unter dem Protest der „kleinen, aber einflußreichen Partei" die gefürchtetsten Vertreter der freien, geschichtlichen Theologie bevorzugten, so konnte das nicht ohne Zustimmung des verantwortlichen Ministerpräsidenten geschehen. Es war eben der echt friderizianische Geist, der die Bildungspolitik Bismarcks, soweit er sich damit befaßte, lenkte. Dafür habe ich nur ein direktes Zeugnis gefunden, einen Artikel der Kölnischen Zeitung von 1872[1]), von dem Busch, der Verfasser, versichert, daß er fast unverändert die eigenen Worte des Kanzlers wiedergebe: „Auch die Rede des Herrn von Kleist-Retzow verdient hervorgehoben zu werden ... Er meinte, nicht blos der Religionsunterricht gehöre unter den Einfluß und die Aufsicht der Geistlichen, sondern auch alle andern Fächer. Wenn er dabei vorzüglich an die Geschichte dachte, so wird es nicht selten in der Praxis vorkommen, daß Protestanten, Juden und vor allem klerikale Katholiken dem Geschehenen eine Darstellung geben, die stärker oder schwächer von ihrem Glaubensbekenntnisse gefärbt ist. Aber eine solche konfessionelle Geschichtsauffassung ist, da die Geschichte eine Wissenschaft ist und die Wissenschaften rein objektiv denken und reden sollen, bekanntlich nichts wert und am wenigsten für die Schule geeignet, wo man zugleich gewöhnt werden soll, die Wahrheit zu sprechen. Uebrigens wird dann Herr von Kleist auch einen konfessionellen Unterricht in der Geographie und dieselbe Einrichtung in Betreff der Astronomie verlangen müssen, und da würde man unter anderem in gewissen katholischen Schulen das Fortbestehen des Kirchenstaats und in gewissen protestantischen die Weisheit des Antikopernikus Knak vortragen, wovor uns mit der Erlaubnis des Herrn von Kleist der Himmel behüten wolle."

1) 13. 3. 72, Tagebuchblätter II, S. 337.

Es mußte auch diese Seite der kirchlichen Stellung Bismarcks gestreift werden, um den Schlußeindruck hervorzurufen, daß im Großen und Ganzen unsere evangelische Kirche und Theologie von der ruhigen, nüchternen, etwas unpersönlichen Stellung des Kanzlers zu der kirchlichen Institution und den kirchlichen Bewegungen und Bestrebungen weit mehr Segen als Nachteil empfangen hat. Denn die evangelische Kirche kann es am besten vertragen, wenn sie in dienender Stellung und in Unterordnung unter die viel höheren Interessen der Christlichkeit gehalten wird.

4. Bismarcks Kampf mit der Papstkirche

Es kann nicht daran gedacht werden, im Rahmen dieser Darstellung eine eingehende Entwickelungsgeschichte dieses Kampfes zu geben. Es kann sich dem ganzen Charakter dieses Versuchs nach nur darum handeln, die persönlichen Motive aus eigenen Aeußerungen des Kanzlers zu eruieren. Dabei fehlt mir ebenso eine apologetische wie eine verklagende Tendenz. Nach dem definitiven Fehlschlag des Kampfes, dem wir als Knaben zujubelten, den wir als Jünglinge ruhmlos ersterben sahen, gilt es, ihn aus dem Charakter und der Auffassung des Vorkämpfers zu verstehen. Es soll zum Voraus bemerkt werden, daß die Darstellung in den „Gedanken und Erinnerungen" doch ein sehr stark nachgedunkeltes, einseitig apologetisches Erinnerungsbild ist. Freilich die folgende Hauptstelle enthält die volle Wahrheit[1]):

„Für mich war die Richtung unsrer Politik nicht durch ein konfessionelles Ziel bestimmt, sondern lediglich durch das Bestreben, die auf dem Schlachtfeld gewonnene Einheit möglichst dauerhaft zu befestigen. Ich bin in konfessioneller Beziehung jederzeit tolerant gewesen bis zu den Grenzen, die die Notwendigkeit des Zusammenlebens verschiedener Bekenntnisse in demselben staatlichen Organismus den Ansprüchen eines jeden Sonderglaubens zieht. Die therapeutische Behandlung der katholischen Kirche in einem weltlichen Staate ist aber dadurch erschwert, daß die katholische Geistlichkeit, wenn sie ihren theoretischen Beruf voll erfüllen will, über das kirchliche Gebiet hinaus den Anspruch auf Beteiligung an weltlicher Herrschaft zu erheben

1) a. a. O. II, S. 125.

hat, unter kirchlichen Formen eine politische Institution ist und auf ihre Mitarbeiter die eigene Ueberzeugung überträgt, daß ihre Freiheit in ihrer Herrschaft besteht und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht, berechtigt ist, über diokletianische Verfolgung zu klagen."

Besser als in der Regel ein ostelbischer Aristokrat lernte Bismarck als Bundestagsgesandter die katholische Kirche kennen. Die Briefe an Gerlach bieten dafür mehr als ein Zeugnis. Sammeln wir sie! Gleich die erste Berührung der katholischen Frage [1]) zeigt den entschiedenen protestantisch-preußischen Gesichtswinkel: „Man faßt hier, und hat en gros darin Recht, den Sieg des Erzbischofs von Freiburg als Niederlage des Protestantismus, der landesherrlichen Gewalt und schließlich Preußens als der Vormacht des deutschen Protestantismus auf." Im selben Brief wird die Gegnerschaft prinzipiell noch schärfer gefaßt [2]): „Feindesbeifall verdient stets Mißtrauen, und diejenige katholische Kirche, mit der wir Arm in Arm zum Himmel pilgern könnten, scheint am Oberrhein nicht Hütten zu bauen; ich betrachte diese ecclesia militans als unzweifelhaften Feind, der Preußen bis auf die Existenz selbst als ketzerischen Mißbrauch bekämpft. Ich finde, die Kreuzzeitung ist zu gut für diese Welt, wenn sie die Verteidigung des Erzbischofs übernimmt . . . . .; wenn wir zugeben, daß die geistliche Insurrektion gegen den protestantischen Landesherrn und gegen das bestehende, immerhin fehlerhafte Gesetz triumphiert, so können wir uns zwar mit unserer Politik als tugendhaftes Exempel in Wilmsens Kinderfreund setzen lassen, aber der Nimbus eines streitbaren Patrons der evangelischen Kirche geht zum Kukuk, ob mit Recht oder Unrecht, laß ich unerörtert; aber nach der groben en bloc-Auffassung des Volksglaubens und in praxi wird es so sein. Ob übrigens mein persönlicher Freund Carl Savigny [der spätere Begründer des Zentrums] objektiv genug sein wird, die Frage im Sinne eines evangelischen Staates aufzufassen, darüber möchte ich gern Nachricht haben."

Wie trefflich Bismarck über die intimen Vorgänge in der katholischen Bewegung Frankfurts informiert war, zeigt folgender Passus über den Historiker Böhmer, Janssens Lehrer [3]) — „der für Sr. Majestät Geld Bücher schreibt, in denen er die Refor-

1) a. a. O. S. 107 vom 25. 11. 53. 2) Ebenda S. 108 f. 3) Im selben Brief S. 109.

mation als »Abfall« behandelt und verächtlich von dem »noch heute dem Namen nach undeutschen« Preußen spricht". „Böhmer und Stephanus sind öffentlich noch nicht übergetreten, gelten aber für Krypto-Katholiken. Wir sind gegen die Gothaer in den Kleinstaaten in ähnlicher Lage wie Ludwig der 13. und 14. mit den deutschen Protestanten: bei uns können wir sie nicht brauchen, in den kleinen Staaten aber sind sie die einzigen, welche von uns etwas wissen wollen; außer ihnen gibt es nur »Schwarze« und Demokraten."

Die Kampfesstimmung und die Reizung seines deutsch-protestantischen Bewußtseins erreicht ihren Höhepunkt in dem Briefe vom 20. Januar 1854 [1]): „Zu einer der schwierigsten Pflichten meines Amtes rechne ich den unablässigen Kampf, der im Dienste des Königs gerade an dieser Stelle gegen die ecclesia militans der Katholiken zu führen ist. Ich wollte, daß solche geistige und christliche Streitkräfte, wie die Ihres Bruders auf unsrer Seite ständen, nicht im Kampf gegen das apostolische Fundament der katholischen Kirche, aber gegen die Befestigungen und Angriffsmittel, mit welchen das Gebäude zum Dienste menschlichen Ehrgeizes und zur Verfolgung des reinen Evangeliums verunstaltet worden. Es ist nicht ein christliches Bekenntnis, sondern ein heuchlerischer, götzendienerischer Papismus voll Haß und Hinterlist, der hier im praktischen Leben von den Kabinetten der Fürsten und ihrer Minister bis in die bettfedrigen Mysterien des Ehestandes hinab einen unversöhnlichen, mit den infamsten Waffen geführten Kampf gegen die protestantischen Regierungen und besonders Preußen als die weltlichen Bollwerke des Evangeliums unterhält. In der Stadt hier, in der Bundesversammlung, an den umliegenden Höfen ist Katholik und Feind Preußens gleichbedeutend, mögen sie ihren Haß gegen uns schwarz-gelb, französisch oder demokratisch anstreichen oder an einer Vereinigung der beiden ersten Elemente arbeiten. Und doch sind wir gerechter, d. h. nachgiebiger gegen die römische Kirche gewesen als irgend ein katholischer Staat. Die badische Regierung ist eine elende Bureaukratie und hat die einzige haltbare Position gegen den Bischof, die des ebenso exklusiven Protestantismus, nicht einzunehmen gewagt, ist auch zu schwach dazu; aber so lange mir mein Bekenntnis höher steht als meine politische Ansicht, glaube ich auch diese mattherzigen Bekenner des Evange-

1) Ebenda S. 122 f.

liums gegen den gefährlicheren Feind als Mitstreiter ansehen zu müssen, der mit seinen anmaßlichen Menschensatzungen die Offenbarung Gottes fälscht und die Abgötterei als Grundlage weltlicher Herrschaft pflegt."

Und nun wendet der Mann, dem sein Protestantismus höher steht als selbst sein Preußentum, sein ganzes Befremden gegen den Mann, der später öffentlich auf die Seite der Ultramontanen übertrat: „Ich kann nicht leugnen, daß die erste Lesung der Rundschau [der Kreuzzeitung] vom 4. mich erbittert hat . . . . Heißen die apostolischen Worte: Gott mehr gehorchen als den Menschen, ebenso viel wie: dem Bischof mehr gehorchen als dem Großherzog, und stehn die Rechte Gottes und die Freiheit seiner Kirche wirklich notwendig in dem, was der Bischof unter Aufkündigung des Unterthanenverbandes dem Großherzog abtrotzen will? Das alles halte ich aus der innersten Ueberzeugung meines Glaubens für so falsch, wie die Unterschiebung der hiesigen Bischöfe als »Gesalbte des Herrn« und »Nachfolger der Apostel« oder der ehrgeizigen Priester als »Schutzwächter der Ehre der unbefleckten Braut« oder der Affektation eines cyprianischen Märtyrertums in dem erzbischöflichen Palast von Freiburg. Ich begreife auch nicht, wie der Preuße und der Protestant in Ihrem Bruder sich mit dem Auftreten der Rundschau abfindet, obschon ich doch Ihren Bruder in beiden Eigenschaften kennen gelernt habe und als Vorbild ehre."

Man spürt hier die Zeitnähe der Publikation des vatikanischen Dogmas von der unbefleckten Empfängnis, womit ja die völlige Ultramontanisierung der römischen Kirche einsetzte. 1855 veranlaßt Bismarck die Bonifaziusfeier zu folgender Auslassung[1]): „Ich bin sehr neugierig auf die Bonifaziusfeier; ich finde es ganz richtig, daß die Evangelischen sie ihrerseits feiern; denn eigentliche Katholiken waren die deutschen Bonifaz-Christen schwerlich in der damaligen Morgenröte des Papismus."

Noch eine Reihe Aeußerungen[2]) seines durch den politischen Gegensatz gesteigerten konfessionellen Gegensatzes zu Rom begegnen in den Briefen an Gerlach, den er offenbar von katholischer Sympathie zu heilen sich berufen fühlt; ich lasse sie hinter einander folgen. „Gewiß ist wohl, daß die Korruption und die römische Kirche eine große Rolle in Wien spielen.

---

1) An Gerlach 10. 6. 55. S. 228. 2) Briefe vom 11. 7. 55, 20. 7. 55, 7. 8. 55, 5. 4. 56, a. a. O. S. 237. 239. 242. 288 f.

Wer, zwischen Oesterreich und dem Katholizismus, sich schließlich als Pferd und wer als Reiter herausstellt, das muß die Geschichte lehren." — „Mein jetziger Schreckenstein wäre sehr fähig, trotz starker Lücken in seiner Erziehung, wenn er nicht an dem Erbfehler litte, katholisch zu sein. Bis jetzt ist er es mit Maßen, aber wer birgt für spätere Jahre?" — „Wir betrachten mit Recht die ultramontane Partei als unsern unversöhnlichsten und als einen unsrer gefährlichsten Gegner, und doch haben wir die hohenzollernschen Lande zu einer Festung dieser Partei werden lassen, in der sie dem evangelischen Herrscher die Gemüter abwendet, und aus der sie die umliegenden Lande protestantischer Fürsten schädigt . . . Der ganze Rattenkönig wird sich in Sigmaringen gewiß nicht zu dem Zwecke festen Fuß verschaffen, um einem protestantischen Landesherrn treu und ehrlich zu dienen." — „Der politische Katholizismus, welcher überall auf protestantischem Gebiete die Entwickelung des vulgären Liberalismus in Staat und Kirche aus pessimistischer Berechnung mit günstigen Augen betrachtet — die Demokratie ist ihm schon unbehaglicher als die liberale Inanition, noch viel unlieber aber ist ihm der straffe Protestantismus mit seinem Inhalt an positivem Glauben und seiner konservativen, die Regenten stützenden Kraft." Und an Wentzel schreibt Bismarck voll Mißtrauen gegen allen katholischen Sauerteig [1]: „Es ist wunderbar, daß wir in solchen Krisen immer katholischer Leitung anheimfallen, erst Radowitz, nun Hohenzollern."

An diese Bemerkung erinnert die von fast zu weitgehendem Vorurteil zeugende Stelle der „Gedanken und Erinnerungen" [2]: „Unbeantwortet ist die Frage geblieben, ob der Einfluß des Generals von Radowitz aus katholisierenden Gründen in einer auf den König wirksamen Gestalt verwendet worden ist, um das evangelische Preußen an der Wahrnehmung der günstigen Gelegenheit zu hindern und den König über dieselbe hinwegzutäuschen. Ich weiß heute noch nicht, ob er ein katholisierender Gegner Preußens war oder nur bestrebt, seinen Platz bei dem Könige zu halten. Gewiß ist, daß er den geschickten Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs machte."

Nehmen wir zu dem Mitgeteilten noch die früher [3] benutzten Aeußerungen über die Charakterfolgen katholischer Erziehung, so

1) 1. 7. 59, Bismarckbriefe S. 270. 2) I, S. 64. 3) S. 22, Anm. 1, S. 23, Anm. 5.

werden wir sagen müssen: es fehlte dem zukünftigen Kulturkämpfer nicht an der richtigen Vorbereitung; er kannte den Katholizismus in seinem politischen und sittlichen Wesen.

* * *

Es steht heutzutage fest, daß Bismarck den Kulturkampf keineswegs frohgemut vom Zaun gebrochen hat. Besonders seine Erlasse an den preußischen Gesandten in Rom, den Grafen Harry Arnim, zeigen, daß er zwar die tiefgreifende weltgeschichtliche Bedeutung der vatikanischen Vorgänge voll erfaßte, aber seinen Konfessionalismus in der Disziplin politischen Pflichtgefühls hielt. Es fehlt dem vielbeschäftigten Staatsmann auch nicht die Zeit, geschichtlichen Studien nachzugehen, um das vatikanische Konzil im Zusammenhang der ganzen Papstgeschichte aufzufassen. Es ist noch nicht berührt, soll darum hier betont sein, daß Niemand von einer vereinzelten Betrachtung augenblicklicher Symptome entfernter war als Bismarck, eben durch seinen umfassenden Geschichtssinn. An dem amerikanischen Historiker Bancroft rühmt er diesen einmal gegen seinen Freund Motley[1]): „Er vertritt praktisch denselben großen Entwickelungsprozeß, in welchem Moses, die christliche Offenbarung, die Reformation als Etappen erscheinen, und dem gegenüber die cäsarische Gewalt der alten und der modernen Zeit, die klerikale und dynastische Ausbeutung der Völker, jeden Hemmschuh anlegt, auch den, einen ehrlichen und idealen Gesandten wie Bancroft zu verleumden." So sah er nun auch in dem Unfehlbarkeitsdogma nur die Fortsetzung des „uralten Machtstreits, der so alt ist wie das Menschengeschlecht, viel älter als die Erscheinung unsers Erlösers in der Welt"; ein Vorspiel davon sieht er in Agamemnon und Kalchas[2]). „Das Papsttum ist eine politische Macht jederzeit gewesen, die mit der größten Entschiedenheit und dem größten Erfolge in die Verhältnisse dieser Welt eingegriffen hat, die diese Ereignisse erstrebt und zu ihrem Programm gemacht hat . . . Das Ziel ist die Unterwerfung der weltlichen Gewalt unter die geistliche, ein eminent politischer Zweck, ein Streben, welches ebenso alt ist wie die Menschheit; denn so lange hat es auch, sei es kluge Leute, sei es wirkliche Priester gegeben, die die Behauptung aufstellten, daß ihnen der Wille Gottes genauer bekannt sei, als

1) 19. 9. 69, Bismarckbriefe S. 452. 2) Landtagsrede vom 10. 3. 73, Politische Reden V, S. 384 ff.

ihren Mitmenschen, und daß sie auf Grund dieser Behauptung das Recht hätten, ihre Mitmenschen zu beherrschen . . ."

Am 26. Mai 1869 schreibt Bismarck an Arnim [1]): „für Preußen gibt es verfassungsmäßig wie politisch nur einen Standpunkt, den der vollen Freiheit der Kirche in kirchlichen Dingen und der entschiedenen Abwehr jedes Uebergriffs auf das staatliche Gebiet." Solchen Uebergriff findet er aber in dem Faktum, daß „in Rom über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche mit dem Anspruch verhandelt wird, bindende Normen aufzustellen, ohne den bei diesen Dingen interessierten Staat als gleichberechtigten Faktor zur Beratung zu ziehen." Sehr scharf schreibt er etwas später an Hohenlohe [2]): „Es giebt dort eine Partei, welche mit bewußter Entschlossenheit den kirchlichen und politischen Frieden Europas zu stören bestrebt ist, in der fanatischen Ueberzeugung, daß die allgemeinen Leiden, welche aus Zerwürfnissen hervorgehen, das Ansehen der Kirche steigern werden."

Zunächst galt es, voreiliges Eingreifen zu vermeiden und den deutschen Bischöfen, denen der Kanzler anfänglich Rückgrat zutraute, die Aktion zu überlassen und den Rücken zu stärken. Anfang 1870 schreibt er an Arnim [3]): „Wir könnten durch ein voreiliges Eingreifen möglicher Weise der Entwickelung eine uns unerwartete Richtung geben und Elemente, auf welche wir gern zählen, nach der andern Seite hinüberdrängen. Was sich von wirklich lebenskräftiger Thätigkeit der freien geistigen Elemente entwickeln soll, muß sich aus sich selbst heraus entwickeln; und an uns kann die Aufforderung zum Handeln erst herantreten, wenn eine solche Thätigkeit eine bestimmte Gestalt und einen festen Boden gewonnen hat. Die abwartende Stellung wird um so leichter, weil gerade wir, was auch schließlich das Ergebnis sein möge, keine Ursache zu Besorgnis vor wirklichen Gefahren haben, die unserem Staatsleben drohen möchten . . . Wir sind in Norddeutschland des nationalen und politischen Bewußtseins, auch der katholischen Bevölkerung in ihrer Mehrheit sicher und haben in der überwiegenden Mehrheit der evangelischen Kirche einen Stützpunkt, welcher den Regierungen rein oder wesentlich katholischer Länder fehlt . . . Im Interesse der katholischen Unterthanen Sr. Majestät des Königs und einer friedlichen Weiterentwicklung des nationalen Lebens können wir nur

---

1) mitgeteilt in Politische Reden V, S. 188 f. 2) 11. 8. 69 a. a. O. 3) Ebenda 5. 1. 70, S. 191 f.

wünschen, daß der Organismus der katholischen Kirche, auf dessen Grund sich bisher gedeihliche Beziehungen zwischen Staat und Kirche gebildet haben, nicht gestört oder unterbrochen werde. Wir haben ein lebhaftes Interesse daran, daß die Elemente religiösen Lebens, verbunden mit geistiger Freiheit und wissenschaftlichem Streben, welche der katholischen Kirche in Deutschland eigentümlich sind, auch in Rom auf dem Konzil im Gegensatz gegen fremde Elemente zur Geltung kommen und nicht durch die numerische Mehrheit unterdrückt und vergewaltigt werden. Aber wie dieser Wunsch nicht aus dem staatlichen Interesse der Regierung, sondern aus der Sympathie für das religiöse Leben unsrer katholischen Bevölkerung hervorgeht, so kann er auch nicht in einer von der Regierung ausgehenden Aktion seinen Ausdruck finden, sondern wir müssen erwarten, daß die Aktion von den deutschen Elementen auf dem Konzil selbst ausgehe, und wir unsrerseits müssen uns darauf beschränken, dem deutschen Episkopat die Gewißheit unsrer Sympathie, und wenn der Fall des Bedürfnisses eintreten und von dem Episkopat erkannt werden sollte, unsre Unterstützung zu geben . . . . Den Bischöfen gegenüber werden Sie aber auch hervorheben können, was ich schon andeutete, daß tief eingreifende Aenderungen in dem Organismus der katholischen Kirche, wie sie durch die absolutistischen Tendenzen der Kurialpartei angestrebt werden, allerdings auch nicht ohne Einfluß auf die Beziehungen der Kirche zum Staat und damit auf ihre eigene Stellung der Regierung gegenüber bleiben würden. Diese Beziehungen und das bisher von der Staatsregierung gezeigte wohlwollende Entgegenkommen für die Bedürfnisse und Wünsche beruhen auf dem bestehenden Organismus der Kirche und auf der anerkannten Stellung der Bischöfe in demselben."

In dem gleichen Sinne[1]) wiederholt der Minister dem Botschafter, daß dem preußischen Staat nichts übrig bleibe, als dem den deutschen Episkopat beseelenden Geist zu vertrauen und ihn durch die Versicherung zu stärken, daß, so lange und so weit er selbst es wolle, er auf Preußen rechnen könne. Wiederholt ermahnt er Arnim, mit den deutschen Bischöfen Fühlung zu suchen und zu unterhalten, sie in ihrer Opposition zu ermutigen zu suchen und ihnen die Versicherung zu geben, daß, wenn sie selber ihre eigenen Rechte und die Rechte ihrer Diözesen wahren wollen,

1) vgl. zum Folgenden Graue, Fürst Bismarck im Kulturkampfe, Bismarck-Jahrbuch I, S. 443 ff, II, S. 282 ff, besonders I, S. 446. Ferner Politische Reden V, S. 196 f. Erlaß an Arnim vom 13. 3. 70.

„die deutschen Regierungen hinter ihnen stehen und keine Vergewaltigung dulden werden." Es bleibt aber dabei: „Wir, die Regierungen des Norddeutschen Bundes, sind nicht berufen, einen Kampf gegen das Konzil und die Kurie zu beginnen, so lange die Fragen formal innerhalb des kirchlichen Gebiets diskutiert werden . . . . Aber die eigentliche Aktion auf dem kirchlichen Gebiete müssen wir ihm selbst (dem deutschen Episkopat) überlassen; unsere Aktion kann erst eintreten, wenn Folgen auf dem äußerlichen Gebiete in Aussicht stehen. Durch ein vorzeitiges Einmischen würden wir das Gewissen verwirren und die Stellung der Bischöfe selbst erschweren."

So kam der deutsch-französische Krieg heran. Während desselben lag für König und Kanzler die Möglichkeit eines Kampfes mit der katholischen Kirche noch völlig außerhalb der Berechnung[1]), zumal König Wilhelm persönlich herzliche Sympathien mit dem greisen Papst fühlte und kein Hehl daraus machte, daß er die Okkupation Roms als Gewaltakt Italiens betrachte. Es finden sich in der That nicht wenige Spuren eines Versuches, den Papst auf die deutsche Seite zu ziehen. Damit kontrastieren nun in auffallender Weise andere Aeußerungen Bismarcks, die die Vermutung nahe legen, daß er nicht erst nachher, sondern schon während des Krieges den Zusammenhang der päpstlichen und französischen Kriegspolitik durchschaut habe.

1874 erklärte Bismarck im Reichstag[2]): „Daß der Krieg im Einverständnis mit der römischen Politik gegen uns begonnen worden ist, daß das Konzil deshalb abgekürzt ist, daß die Durchführung der Konzilsbeschlüsse, vielleicht auch ihre Vervollständigung in ganz anderm Sinne ausgefallen wäre, wenn die Franzosen gesiegt hätten, daß man damals in Rom wie auch anderswo auf den Sieg der Franzosen als auf eine ganz sichere Sache rechnete, daß an dem französischen Kaiserhofe gerade die katholischen Einflüsse, die dort in berechtigter und unberechtigter Weise — ich will nicht sagen »katholische«, sondern die römisch politischen, jesuitischen Einflüsse, die dort berechtigter oder unberechtigter Weise thätig waren, den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben, einen Entschluß, der dem Kaiser Napoleon sehr schwer wurde und der ihn fast überwältigte, daß eine halbe Stunde der Frieden dort fest beschlossen war, und

1) vgl. Politische Reden V, S. 201 f. 2) 5. 12. 74, Politische Reden VI, S. 232.

dieser Beschluß umgeworfen wurde durch Einflüsse, deren Zusammenhang mit den jesuitischen Prinzipien nachgewiesen ist: — über das Alles bin ich vollständig in der Lage, Zeugnis ablegen zu können."

In den „Gedanken und Erinnerungen" gibt Bismarck derselben Ueberzeugung an zwei Stellen Ausdruck[1]): „Die französischen Politiker lebten, rechneten und handelten in Rheinbundserinnerungen, genährt durch die Haltung einiger westdeutscher Minister und durch ultramontane Einflüsse, welche hofften, daß Frankreichs Siege, gesta Dei per Francos, die Ziehung weiterer Konsequenzen des Vatikanums in Deutschland, gestützt auf Allianz mit dem katholischen Oesterreich, erleichtern würden." „Der damalige Papst mußte darauf rechnen, daß der Sieg Frankreichs über das evangelische Preußen die Möglichkeit bieten werde, den Vorstoß, den er selbst mit dem Konzil und der Unfehlbarkeit gegen die akatholische Welt und gegen nervenschwache Katholiken gemacht hatte, zu weiteren Konsequenzen zu treiben . . ., daß Frankreich, wenn seine Heere siegreich in Berlin ständen, bei dem Friedensschlusse die Interessen der katholischen Kirche in Preußen nicht unberücksichtigt lassen würde, wie der Kaiser von Rußland Friedensschlüsse zu benützen pflegte, um sich seiner Glaubensgenossen im Orient anzunehmen . . . Die Entscheidung der konfessionellen Kämpfe, die nach der Meinung katholischer Schriftsteller (Donoso Cortes de Valdegamas) schließlich »auf dem Sande der Mark Brandenburg« auszufechten sind, wäre durch eine übermächtige Stellung Frankreichs in Deutschland nach verschiedenen Seiten hin gefördert worden."

Und trotzdem! Wir mögen nicht glauben, daß Bismarck im Ernst, wie M. Busch berichtet[2]), mit dem Gedanken sich getragen hat, dem Papst die Uebersiedelung nach Fulda anzubieten. Es klingt doch alles wie Scherz und Spiel des Witzes! Da scherzt Bismarck unter Anderm: „Na, und schließlich, wenn nun auch etliche Leute in Deutschland wieder katholisch würden — ich werd's nicht — so hätte das nicht viel zu bedeuten, wenn sie nur gläubige Christen wären. Die Konfessionen machen's nicht, sondern der Glaube. Man muß toleranter denken." Zuletzt kommt er auf die komische Seite der Auswanderung des Papstes und seiner Kardinäle nach Fulda und schließt: „Für solche humoristische Auf-

1) II, S. 83 und 168 f. 2) Tagebuchblätter I, S. 373 vom 9. 11. 70.

fassung der Sache hat freilich der König keinen Sinn. Aber (lächelnd) wenn mir nur der Papst treu bleibt, so setze ich's doch noch bei ihm durch." Im vollsten Ernst aber ist der Kanzler nach eigenem Zeugnis[1]) dem Gedanken einer päpstlichen Friedensintervention nachgegangen — wir sehen wieder, wie dem auswärtigen Politiker die Imponderabilien innerer, geistiger Beziehungen leicht wiegen gegenüber den wuchtigen Momenten materieller, äußerer Einflüsse —: „des Papstes Hilfe vermöge Einwirkung auf die französische Geistlichkeit schien mir wertvoll genug, um die Verstimmung der deutschen Protestanten und der italienischen Nationalpartei und der letzteren Rückwirkung auf die zukünftigen Beziehungen beider Länder mit in den Kauf zu nehmen." Eine Fortsetzung fanden diese Erwägungen bei der Karolinenfrage, als Bismarck dem Papste das Schiedsgericht antrug und den Christusorden davontrug. Das sind die Punkte, wo wenige entschiedene Protestanten dem folgen können, der einst selbst erklärte, daß ihm sein Bekenntnis höher stehe als die Politik.

Diese für uns schmerzlichen Erwägungen fanden ein Ende, als am 18. Februar 1871 die neugeschaffene Zentrumspartei, von demselben Windthorst geleitet, der der entschlossenste Feind der Neugestaltung Deutschlands war, wie sie durch die großen Siege des Jahres 66 eingeleitet wurde, eine Adresse übergab, worin sie die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des päpstlichen Stuhles als eine der ersten Thaten kaiserlicher Weisheit und Gerechtigkeit erbat. Diese Adresse fand zunächst die Antwort[2]), daß der Kaiser nach Beendigung des Krieges in Gemeinschaft mit den andern Fürsten Schritte gegen die Okkupation Roms in Betracht ziehen würde, dann aber die offene und klare Absage in der Thronrede vom 21. März 1871, worin der Kaiser jede Interventionspolitik ablehnte. Und nun entwickelte sich der Gegensatz rapide, wie wir aus dem Brief an Arnim vom 30. Juni 71 entnehmen[3]): Ungeachtet des Anerkenntnisses, daß die katholische Kirche in Preußen eine freiere und bessere Stellung hat als in irgend einem andern Lande der Welt und die Dynastie nicht aufgehört hat, der Kirche und dem Papste selbst das freundlichste Wohlwollen zu beweisen, gehe die

1) Gedanken und Erinnerungen II, S. 120. 2) Politische Reden V, S. 201. 3) a. a. O. S. 210 f.; vgl. damit die Gegenüberstellung: ultramontan und katholisch, Kotterie und katholische Christenheit in der Besprechung mit Busch, Tagebuchblätter I, S. 288 f.

Tendenz des geistlichen Einflusses auf die unteren Volksschichten dahin, der Dynastie und der Regierung die Sympathie der katholischen Bevölkerung, welche doch die wohlthätige Fürsorge derselben in allen ihren kirchlichen und religiösen Interessen empfinde, zu entfremden. Hand in Hand damit gehe eine nicht minder tendenziöse Opposition gegen die nationale Sache, welche sich bald mit den partikularistischen, bald mit den demokratischen, aller nationalen Politik feindlichen Elementen und Tendenzen verbinde. „Dieser Einfluß ist es, mit dem wir zu rechnen und nach welchem wir unsere Stellung zur Kirche und zu ihren Organen zu richten haben. Wenn die Partei die Kirche beherrscht, so ist es eben nicht anders möglich, als daß die Kirche darunter leidet. Diese aggressive Tendenz der die Kirche beherrschenden Partei nötigt uns zur Abwehr, in welcher wir unsere eigene Verteidigung suchen, die wir aber mit allem Ernst mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln durchführen müssen. Kann man sich in dem Vatikan entschließen, mit der regierungsfeindlichen Partei zu brechen und ihre Angriffe auf uns zu verhindern, so wird das uns nur erwünscht sein; kann oder will man das nicht, so lehnen wir die Verantwortung für die Folgen ab."

So haben wir uns überzeugt, daß Bismarck mit vollstem Recht von sich sagen konnte[1]): „Die Schwierigkeiten, dem Staate zum Siege zu verhelfen, habe ich niemals unterschätzt, im Gegenteil, ich fühle die ganze Schwere der übernommenen Aufgabe. Nicht leichtsinnig bin ich in den Kampf eingetreten. Erst als ich mich überzeugt hatte, daß er ganz unabwendbar sei, zögerte ich nicht länger, den dem Staate hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. Zu der Ueberzeugung, daß etwas Positives geschehen müsse, hat nichts mehr beigetragen, als die unzweifelhafte Wahrnehmung, daß in den polnischen Landesteilen die deutschen katholischen Geistlichen sich die Polonisierung der bäuerlichen Bevölkerung zur Aufgabe stellten." Ebenso kann folgende Aeußerung im Herrenhaus[2]) unbedingte Glaubwürdigkeit beanspruchen: „Es ist, glaube ich, bekannt, daß gerade ich in meiner ganzen

1) An Seyffarth 22. 1. 75, Bismarck und die Parlamentarier II, S. 233, vgl. auch ebenda S. 209, die Aussprache mit v. Benda Kissingen 1876, worin der Fürst ausführte, wie die Erscheinungen in der Provinz Posen, die Absorption des germanischen Elements daselbst durch polnisch-katholischen Einfluß, ihm die Ueberzeugung von der Notwendigkeit des Kampfes aufgedrungen habe, dessen Abschluß nach erreichten Zielpunkten natürlich nur in seinen Wünschen liegen könne. 2) Im Herrenhaus 24. 4. 73, Politische Reden V, S. 400.

politischen Behandlung konfessioneller Fragen bis an die äußerste Grenze der staatlich möglichen Versöhnlichkeit gegangen bin." In manchen Stunden habe er Grund, die Friedfertigkeit, mit der er verfahren, zu der er geraten habe, zu bereuen. Wenn er doch zum Kampf gekommen sei, müsse in ihm eine sehr starke Ueberzeugung davon gewesen sein, daß durch die Thätigkeit, nicht der katholischen Kirche, sondern der nach weltlicher Priesterherrschaft strebenden Partei innerhalb der katholischen Kirche eine Politik getrieben wurde, welche die Grundlagen unseres Staates anfaßt.

* * *

Trotzdem kann man nicht ohne Weiteres der Version zustimmen, die im Bismarckschen engsten Kreise über seine Beteiligung am Kulturkampf entstanden und von M. Busch auf folgende Form gebracht ist[1]): „Wenn er schließlich doch mit eingriff, so bewog ihn dazu nicht das neue Dogma von der Unfehlbarkeit des römischen Pontifex und überhaupt kein Gegenstand dogmatischer Natur, sondern etwas völlig Anderes, ein vorwiegend politischer Vorgang: die Unterstützung der polnischen Propaganda im Osten Preußens, die von der römischen Priesterschaft betrieben und von der katholischen Abteilung im Berliner Kultusministerium nach Kräften gefördert, bedenkliche Folgen gehabt hätte und mit gefährlichen Fortschritten drohte. Hiergegen schritt er — sicherlich auch mit einem Blicke auf Rußland, das sein Interesse in Polen von gleichen national-klerikalen Ränken unterminiert sah und in dem deutschen Kanzler hier von Neuem den natürlichen Bundesgenossen erblicken mußte — entschlossen ein, indem er den Antrag auf Beseitigung jener staatsgefährlichen Behörde stellte und diesem den ferneren auf Einführung der weltlichen Schulaufsicht folgen ließ. Endlich hat er auch die Verfassungsänderungen angeregt. Dagegen ist seine Beteiligung an den eigentlichen Maigesetzen nur eine passive gewesen, und ich habe bei wiederholten Anlässen von ihm selbst vernommen, er habe, als diese Maßregeln nachträglich zu seiner Kenntnis gelangt seien, sofort starke Zweifel an ihrem Werte und an ihrer Durchführbarkeit geäußert."

Die Antithese, daß es sich für Bismarck beim Kulturkampf rein nur um politische Fragen, nicht entfernt um Gegenstände

1) Bismarck und sein Werk S. 16.

dogmatischer Natur gehandelt habe, ist verfehlt, weil eben im neuen katholischen Dogma als solchem politische Konsequenzen lagen, politische und kulturelle. Das tritt in der die Kampfgesetzgebung inaugurierenden Thronrede vom 25. November 1871 [1]) deutlich hervor: „Gegenüber den Bewegungen, welche auf dem Gebiete der Kirche stattgefunden haben, hält meine Regierung daran fest, der Staatsgewalt ihre volle Selbständigkeit in Bezug auf die Handhabung des Rechts und der bürgerlichen Ordnung zu wahren und zugleich neben der berechtigten Selbständigkeit der Kirche und Religionsgeschäfte die Glaubens- und Gewissensfreiheit der Einzelnen zu schützen. Behufs verfassungsmäßiger Durchführung dieser Grundsätze werden Ihnen besondere Vorlagen zugehen, welche die Eheschließung, die Regelung der Zivilstandsverhältnisse und die rechtlichen Wirkungen des Austritts aus der Kirche zum Gegenstande haben."

Es spricht ja zunächst viel für eine solche rein politische Motivation. Ich lasse eine Reihe von Belegstellen dafür folgen in zeitlicher Folge. Am 30. Januar 1872 erklärte Bismarck im Abgeordnetenhaus [2]): „Ich habe es von Hause aus als eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen auf politischem Gebiet betrachtet, daß sich eine konfessionelle Fraktion in einer politischen Versammlung bildete, eine Fraktion, der man, wenn alle übrigen Konfessionen dasselbe Prinzip annehmen wollten, nur die Gesamtheit einer evangelischen Fraktion gegenüberstellen müßte: dann wären wir allerseits auf einem inkommensurabeln Boden; denn dann würden wir die Theologie in die öffentlichen Versammlungen tragen, um sie zum Gegenstand der Tribünendiskussion zu machen . . . . Ich habe, als ich aus Frankreich zurückkam, die Bildung dieser Fraktion nicht anders betrachten können als im Lichte einer Mobilmachung der Partei gegen den Staat . . . . statt an der katholischen Kirche eine vielleicht unbequeme und vorsichtig zu behandelnde Stütze zu finden", mit der auf die Dauer leben zu können seine erste Sorge gewesen wäre. In der ersten Reichstagssitzung habe er noch geschwiegen: „ich habe mir gesagt, die Frage ist zu ernst, ich will abwarten, wie sich die Partei entwickelt, ob freundlich oder feindlich . . ." Nun aber habe sich die Partei feindlich entwickelt, sich nur aus gegen den preußischen Staat und das deutsche Reich feindlichen Elementen [3])

1) Politische Reden V, S. 218. 2) Ebenda V, S. 231 ff.
3) vgl. damit „Gedanken und Erinnerungen" II, S. 310: „Das Zen-

verstärkt, Protestanten in ihre Mitte aufgenommen, die nichts mit dieser Partei gemein hatten, als die Feindschaft gegen das deutsche Reich und Preußen.

Das politische Prinzip tritt in einer späteren Stelle derselben großen Rede[1]) am schärfsten hervor: „Die Staatsgesetze verbieten es, einem Bischof der katholischen Kirche das Recht der Entlassung eines Staatsbeamten [Lehrer] zu übertragen; es ist da eine Kollission zwischen dem kirchlichen Recht, wie es sich heutzutage ausgebildet hat, und zwischen der augenblicklich bestehenden Staatsgesetzgebung rechtlich unvermeidlich gewesen; eine Kollision, welche zu lösen und in geschickter Weise zu lösen ich als die Aufgabe einer weiteren Gesetzgebung betrachte, und ich glaube, das wird eine Aufgabe sein, deren der neue Kultusminister [Falk] sich mit Vorliebe und Beschleunigung annehmen wird. Dogmatische Streitigkeiten über die Wandlungen oder Deklarationen, welche innerhalb des Dogmas der katholischen Kirche vorgegangen sein können, zu beginnen liegt der Regierung sehr fern und muß ihr fern liegen; jedes Dogma, auch das von uns nicht geglaubte, welches so und so viel Millionen Landsleute teilen, muß für ihre Mitbürger und für die Regierung jedenfalls heilig sein. Aber wir können den dauernden Anspruch auf eine Ausübung eines Teiles der Staatsgewalt den geistlichen Behörden nicht einräumen, und soweit sie dieselbe besitzen, sehen wir im Interesse des Friedens uns genötigt, sie einzuschränken, damit wir neben einander Platz haben, damit wir in Ruhe mit einander leben können, damit wir so wenig wie möglich genötigt werden, uns hier um Theologie zu kümmern."

Am 9. Februar[2]) kam er auf die Bestrebungen des polnischen Adels und ihre Begünstigungen durch die katholische Geistlichkeit auch deutscher Zunge zu sprechen: „Das ist einer der empfindlichsten Punkte, in denen der Kampf von Seiten der katholischen Kirche gegen die Staatsregierung zuerst eröffnet worden ist, und wo jeder Minister, der sich seiner Verantwortlichkeit bewußt ist, dahin sehen muß, daß der Staat in Zukunft davor bewahrt werde." Uebereinstimmend sprach er sich am 20. April

---

trum, gestützt weniger auf den Papst als auf den Jesuitenorden, die Welfen, Polen 2c." — die Charakteristik Windthorsts, der vor und nach seinem Tode zu einem Nationalheiligen gemacht, politisch Latitudinarier, religiös ungläubig, durch Zufall und bürokratisches Ungeschick auf die feindliche Seite geschoben worden sei.

1) Politische Reden V, S. 240. 2) Ebenda S. 265.

an Reichensperger nach dessen Bericht [1]) aus: Teils die Polonisierungsgelüste, teils die katholische Abteilung seien Anlaß des Kampfes gewesen. Die letztere habe stets das Staatsinteresse gänzlich außer Acht gelassen, deren Chef Krätzig unter einer Decke mit den Polen gelegen, hinter welchen man stets mit gefälltem Bajonett stehen müsse: „an den Beinen sollte man ihn aufhängen!" Jeden Glauben respektiere er (Bismarck), selbst einen Glauben an den — vor ihm stehenden — roten Stuhl, wenngleich er als Individuum seinem Gott gegenüberstehe; wie aber die Dinge sich nun einmal gestaltet hätten, dürfe er schlechterdings nicht dulden, daß eine feindliche, die Gestaltung Deutschlands bedrohende Macht sich organisiere. Die Organisation der deutschen Katholiken sei bewundernswürdig. Dagegen müsse er rüsten. „Meine Zugehörigkeit zum Zentrum betreffend, meinte er, Windthorst werde dasselbe führen, wohin mein Bruder und ich nicht wollten. Derselbe sei ein besonders feiner Kopf; durch und durch Welfe, halte er jetzt nur die katholische Maske vor."

Gelegentlich des Gesetzes über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen betonte Bismarck in seiner großen Landtagsrede vom 10. März 1873 [2]) wieder, es sei keine konfessionelle, sondern eine politische Frage: „es handelt sich nicht um den Kampf, wie unsern katholischen Mitbürgern eingeredet wird, einer evangelischen Dynastie gegen die katholische Kirche; es handelt sich nicht um den Kampf zwischen Glauben und Unglauben; es handelt sich um den uralten Machtstreit . . . Der Kampf des Papstes mit dem deutschen Kaiser, wie wir ihn schon im Mittelalter gesehen haben, ist zu beurteilen wie jeder andere Kampf: „er hat seine Bündnisse, er hat seine Friedensschlüsse, er hat seine Haltpunkte, er hat seine Waffenstillstände . . . dieser Machtstreit unterliegt denselben Bedingungen, wie jeder andere politische Kampf, und es ist eine Verschiebung der Frage, die auf den Eindruck auf urteilslose Leute berechnet ist, wenn man sie darstellt, als ob es sich um Bedrückung der Kirche handelte. Es handelt sich um Verteidigung des Staates, es handelt sich um die Abgrenzung, wie weit die Priesterherrschaft und wie weit die Königsherrschaft gehen soll, und diese Abgrenzung muß so gefunden werden, daß der Staat seinerseits dabei bestehen kann. Denn in dem Reiche dieser Welt hat er das Regiment und den Vortritt . . . Indessen bei meiner

1) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, S. 184 f; vgl. auch die Landtagsrede vom 28. 1. 86, Politische Reden XI, S. 433.
2) Politische Reden V, S. 384 ff.

Abneigung gegen jeden innern Kampf und gegen jeden Streit der Art, habe ich doch diesen Frieden mit allen seinen Nachteilen dem Kampfe vorgezogen und habe mich meinerseits dem Kampfe versagt, während ich von anderen Seiten schon vielfach dazu gedrängt war . . . Was mich zuerst auf die Gefahr aufmerksam machte, das war die Macht, die die neugebildete Partei sich erworben hatte . . . Wir hatten also, wenn dieses Programm sich verwirklichte, anstatt des bisherigen geschlossenen preußischen Staates, anstatt des zu verwirklichenden deutschen Reiches zwei parallel neben einander laufende staatliche Organismen: den einen mit seinem Generalstabe in der Zentrumsfraktion, den andern mit seinem Generalstabe in dem leitenden weltlichen Prinzip und in der Regierung und der Person Sr. Majestät des Kaisers. Diese Situation war eine vollständig unannehmbare."

Ganz im selben Fahrwasser bewegt sich der Gedankengang der Herrenhausrede vom 24. April 1873 [1]). Da weist er darauf hin, daß im Zentrum „Unterströmungen sind, die mit der christlichen Institution der katholischen Kirche gar nichts zu thun haben", sieht den Staat in seinen Fundamenten bedroht durch „zwei Parteien, die beide das gemeinsam haben, daß sie ihre Gegnerschaft gegen die nationale Entwickelung in internationaler Weise betonen, daß sie Nation und nationale Staatenbildung bekämpfen", und klagt endlich die bewußten Gründer der Zentrumspartei an: „Zu einer Zeit, wo tiefer konfessioneller Friede im Lande war, da haben sie diesen Zündstoff des Zerwürfnisses und Kampfes sorgfältig gesammelt, in der Absicht, sich einer erheblichen Macht im Staate zu bemächtigen . . . Wenn man das mit Erfolg organisieren kann, ist man der Herr im Staate; der Staat aber thut wohl, daß er sich vorsieht, auf daß der König Herr im Staate bleibe und nicht die Zentrumspartei!" Dafür beruft er sich am 17. Mai [2]) auf „die bedauerlichen Aeußerungen des englischen Ministers über die Unmöglichkeit, ein konstitutionelles Leben Irland gegenüber weiter zu führen, wenn der Wirkung der ultramontanen Partei dort nicht ein Ziel gesteckt würde." Noch 1875 beklagte Bismarck es im Privatgespräch [3]), daß diese politische Bedeutung des Kampfes nicht in allen Ressorts der Regierung gleichmäßig gewürdigt werde.

Aber war die krampfhafte Auseinanderhaltung der Zentrumspolitik und der gesamten katholisch-vatikanischen, durch Syllabus und Unfehlbarkeitsdogma dogmatisch bestimmten Politik nicht

1) a. a. O. S. 400 f. 403. 407. 2) Ebenda VI, S. 41. 3) an Seyffarth 22. 1. 75, Bismarck und die Parlamentarier II, S. 233.

eine unwirkliche Fiktion? war das Zentrum nicht die genuine Vertretung der vatikanischen, d. h. konsequent katholischen Politik, wie sie Bismarck in Frankfurt und bis 1870 so klar erkannt hatte? War etwa nur die von Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen“ [1]) allein als fähig gerühmte Führung des Zentrums „berechnet auf die Zerstörung des unbequemen Gebildes eines deutschen Reiches mit evangelischem Kaisertum“? Und die vorerwähnte [2]) „Kollision zwischen dem kirchlichen Recht, wie es sich heutzutage ausgebildet hat“, mit der Staatsgesetzgebung, die „rechtlich unvermeidlich gewesen“, und der mit der Menschheit gleichalterige, im Mittelalter typisch gewordene Kampf der Priestermit der Königsherrschaft [3]) — stellt sich das katholischer Auffassung nicht als Beeinträchtigung der kirchlichen und dogmatischen Ueberzeugung dar? Es verstößt doch direkt gegen die vatikanische Anschauung von der Kirche, wenn im Landtagsabschied am 20. Mai 1873 erklärt wird [4]): „Die Regierung Sr. Majestät beharrt in dem festen Vertrauen, daß diese Gesetze den wahren Frieden unter den Angehörigen der verschiedenen Bekenntnisse fördern und die Kirche dahin führen werden, dem lauteren Dienste des göttlichen Wortes allein ihre Kräfte zu weihen.“

Daß doch im letzten Grund das neue Dogma der Feind ist, geht aus vielen Aeußerungen hervor; so aus der Begründung des Schulaufsichtsgesetzes [5]): „Was uns bestimmt hat, dieses Gesetz vorweg zu nehmen aus dem Unterrichtsgesetze und gerade jetzt die Geduld nicht mehr zu haben, die wir hatten, das war die Erwägung, daß wir früher in einem von ganz Europa beneideten konfessionellen Frieden gelebt haben. Es war das ein Verdienst, welches die preußische Staatsregierung hatte, auch mit derjenigen Konfession, mit welcher für eine evangelische Dynastie es am schwierigsten zu leben ist, mit der römisch-katholischen Konfession in einem von dieser unumwunden anerkannten guten Vernehmen zu leben.“ Dem Abgeordneten v. Schorlemer gegenüber verteidigt sich Bismarck am 16. Januar 1874 [6]): „Er hält mir vor, ich hätte früher gesagt, das Dogma der Unfehlbarkeit, welches von Millionen Katholiken angenommen sei, müsse respektiert werden. Das ist auch heute noch meine Ansicht. Ich habe es auch respektiert. Habe ich es je angefochten? Bestreitet man Ihren Glauben in irgend einer Weise? Ich habe nur die

1) II, S. 310. 2) S. 99, Anm. 1. 3) oben S. 100, Anm. 2; vgl. auch gegen Windthorst 5. 12. 74, Politische Reden VI, S. 231. 4) a. a. O. V, S. 410. 5) 6. 3. 72, ebenda V, S. 297. 6) VI, S. 137.

Konsequenzen (NB) gezogen, die ihm für unser Staatsleben entfließen, und auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, in die unser Staatsleben dadurch kommt, und infolgedessen auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, daß man so wenig wie möglich von Glaubenssachen in das Staatsleben hineinthun müsse. Aber den Glauben respektiere ich ja, und würde ihn, wenn er sich auf Dinge erstreckte, die mir und den andern evangelischen Christen noch ferner wären, dennoch respektieren."

Als nun der Papst immer offener für das Zentrum sich engagierte, trat auch Bismarck immer offener den päpstlichen Herrschaftsgelüsten entgegen. Am 5. Dezember 1874 vertrat er die Einziehung der Gesandtschaft in Rom als Sache staatlichen Anstandes[1]): „Es ist die Eigenschaft, das Haupt einer Konfession zu sein, welche in Deutschland Bekenner hat, noch kein Grund, einen diplomatischen Vertreter bei einem solchen Haupte zu haben. Ich wüßte nicht, daß wir bei dem Haupt irgend einer anderen Konfession uns diplomatisch vertreten ließen . . . So lange das Haupt der römischen Kirche diejenigen seiner Unterthanen, die unabhängig von dieser ihrer Eigenschaft Unterthanen eines Staates des deutschen Reiches sind, in ihrem auflehnenden Verhalten gegen die Gesetze ihres eigenen Vaterlandes ermutigt und unterstützt, ja diese Auflehnung von ihnen als eine geschworene Dienstpflicht fordert, so lange ist es eine Anstandspflicht für das Deutsche Reich, eine Macht, die solche Ansprüche erhebt, nicht nur nicht anzuerkennen, sondern auch nicht den Schein auf sich zu laden, als beabsichtige es diese Anerkennung in der Zukunft auszusprechen, ohne daß diese unerfüllbaren und für jedes geordnete Staatssystem unannehmbaren Ansprüche zuvor in irgend einer Weise gelöst werden."

Das Jahr 1875 bringt die deutlichsten Zeugnisse einer Verwerfung des ganzen Klerikalsystems vom Standpunkt des protestantischen Staatsgewissens; die unerträgliche Koalition der lutherischen Ultras mit dem Zentrum reizt offenbar die schärfsten, sittlichen und konfessionellen Antithesen hervor. Am 14. April erklärte Bismarck im Herrenhaus[2]): „Ich bin weit entfernt, ein Feind der katholischen Kirche zu sein, nicht einmal der katholischen Kirche, wie ich sie darstellte. Ich habe gesagt, Herr von Kleist möge nicht vergessen, daß der Papst ein Feind des Evangeliums ist, das war wenigstens der Sinn der Thesis; ich hatte die Absicht, wenn ich auch den Namen Luther nicht nannte, Herrn von

1) Ebenda S. 230 ff. 2) a. a. O. VI, S. 264 f.

Kleist, der, glaube ich, ursprünglich mit mir zur lutherischen Reformation gehörte, auf die Schriften Luthers hinzuweisen. Die Thatsache wird mir doch auch der Graf v. Brühl nicht bestreiten wollen, daß der Papst ein Feind des Evangeliums und infolge davon ein Feind des bestehenden preußischen Staates ist. Wenn die päpstlichen Glaubensartikel . . . vollständig zur Ausführung kommen, wenn der Papst je zu der Macht gelangt, daß er thun kann, was er will, und sein Wille das Gesetz der Erde ist, so sind wir alle doch bekannt genug mit dem Syllabus und seinen Thesen und Forderungen, um zu wissen, daß dann auch dieses Herrenhaus nicht mehr möglich ist, weil eine konstitutionelle Verfassung nicht zulässig ist . . ., daß Preßfreiheit etwas Verwerfliches ist, daß der Ketzer ausgerottet werden muß; und wenn er ebenso hartnäckig ist, wie Herr Graf v. Brühl die Bischöfe schildert, so hat die katholische Herrschaft ganz andere Mittel für ihn als dieses Gesetz: sie konfisziert sein Vermögen, sie sieht es nicht als strafbar an, wenn er gelegentlich meuchlings erstochen wird; — die jesuitischen Glaubenssätze sind öffentlich bekannt, in bekannten Schriften verteidigt; ich will mich hier auf dogmatische Schriften nicht einlassen, der Herr Graf bestreitet das alles, was ihm in seinem Kram nicht paßt, er muß aber aus seiner Schule die Lehren kennen, die darin gipfeln: tyranum occidere licet. Der päpstliche Kodex geht noch weiter: Ketzer, wenn man sie nicht anders vertilgen kann, martert man sie, verbrennt sie, ihre ganze Existenz ist ein nefas. Wenn ich einen solchen Vertreter der christlichen Kirche, der sich für einen Vertreter der Religion der Liebe und der Demut ausgibt und für uns unglückliche evangelische Christen nur den Zorn der Vertilgung hat, als Feind des Evangeliums und in weiterer Konsequenz des preußischen Staates hinstelle, so bleibt dies trotz aller Dialektik richtig."

Als er am 16. April 75 die Aufhebung der §§ 15 ff. der preußischen Verfassung im Landtag vertrat, motivierte er sie mit der Herstellung des Papalismus[1]): „Seit dieser Umwälzung, welche die Episkopalkirche in die absolute Herrschaft des Papstes verwandelt hat, heißen diese Paragraphen nichts anderes weiter als: die Angelegenheiten der katholischen Kirche werden durch den Papst geordnet. — Der Papst hat durch das Vatikanum die bischöfliche Gewalt absorbiert und sich selbstherrlich an deren Stelle gesetzt. Dieser Monarch befindet sich außer-

1) Ebenda S. 270 f.

dem bei uns an der Spitze einer geschlossenen Partei, die wählt und abstimmt nach seinem Willen." Aehnlich scharf spricht er sich in derselben Rede über den Syllabus aus[1]): „In diesem Programm der Päpste würde der Papst, wenn er bei uns zur vollen Herrschaft gelangte, die von ihm selbst geschaffene Glaubenspflicht sich auferlegt finden, mit der Mehrheit der Preußen, mit der evangelischen Kirche, vollständig aufzuräumen; die sind ja nach dem vollen Programm gar nicht existenzberechtigt, am allerwenigsten mit solchen Einrichtungen, wie sie in Preußen geschaffen sind, konstitutionellen Einrichtungen, wie die Preßfreiheit, deren die offiziöse Presse des Zentrums sich so eifrig bedient; dergleichen ist an und für sich durch päpstliche dogmenartige und offenkundige Dekrete verworfen . . . Es würde in der dogmatischen Notwendigkeit sein, wenn nicht sofort, aber doch als Ziel zu erstreben die Vertilgung der Ketzer durch Feuer und Schwert." Und wenn er auch die einzelnen Repressionsgesetze ganz Falk zu vertreten überließ, so trat er doch gerade für das Brotkorbgesetz mit dem schwersten Geschütz ein[2]): „Von der Geldentziehung erwarte ich also keinen Erfolg, aber wir thun einfach unsere Pflicht, indem wir die Unabhängigkeit unseres Staates und der Nation gegen fremden Einfluß schützen, indem wir die geistige Freiheit gegen Unterdrückung durch den Jesuitenorden und durch einen jesuitischen Papst sicherstellen. Dafür kämpfen wir mit Gott, für König und Vaterland!"

In dieser Zeit muß er sich gegen die Verdächtigung von Gerlachs verteidigen, als ob er an die Gottheit des Staates glaube. Dagegen hatte sich der einstige geistliche Berater auf das Wort berufen: Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen! Die falsche, klerikale Anwendung des an sich richtigen Satzes weist Bismarck im Folgenden zurück: „Der Herr Vorredner kennt mich lange genug, um zu wissen, daß ich diesen Satz in seiner vollen Richtigkeit anerkenne, und daß ich glaube, Gott zu gehorchen, wenn ich dem Könige diene — dem er seinerseits ja auch früher gedient hat unter der Devise: mit Gott für König und Vaterland; jetzt sind die drei ihm auseinander gekommen, wie es scheint, und er sieht Gott getrennt von König und Vaterland. Ich kann ihm auf diesem Wege wie auf so manchem andern nicht folgen, — ich glaube Gott zu dienen, indem ich meinem Könige diene im Schutz des Gemeinwesens, dessen Monarch er von Gottes Gna-

---

1) Ebenda S. 272 f. 2) Landtagsrede vom 16. 3. 75, a. a. O. S. 251 f. 3) Ebenda S. 249.

den ist, und in welchem die Freiheit gegen fremden Geistesdruck und die Unabhängigkeit unseres Volkes gegen fremde Eingriffe zu schützen die ihm von Gott auferlegte Pflicht ist."

Wir sind in der Zeitnähe jener großen Herrenhausrede, die wir zuvor[1]) schon als das entschiedenste Bekenntnis zu einer spezifisch protestantischen Politik wiedergegeben haben. Da klagt er seine Vettern an, daß sie der Politik das Evangelium untergeordnet haben, indem sie die gefährliche Rede von der Einen Kirche aufbrachten. Dieser krypto-katholischen Auffassung stellt er die wirkliche katholische Kirche gegenüber: „Wie ist denn die Kirche von der katholischen Seite zu betrachten? Die katholische Kirche ist heute der Papst, und Niemand weiter als der Papst, und wenn Sie von den Rechten der katholischen Kirche sprechen, so würden sie sich zutreffender ausdrücken, wenn Sie sagen: die Rechte des Papstes. Früher, vor dem Vatikanum, konnte man sich noch der Anschauung hingeben, wie sie bei der Herstellung der Verfassung vorgeschwebt hat, daß man die Rechte, die man der katholischen Kirche bewilligte, dem katholischen Preußen bewillige. Jetzt liegt zu Tage, daß dies ein Irrtum war. Wir alle sind in der katholischen Dogmatik oder in der katholischen Instruktion so weit vorgeschritten, um zu wissen, daß für die katholische Kirche die Gemeinde der preußischen Staatsbürger, die sich zur katholischen Konfession bekennen, nicht existiert. Die Gemeinde ist allenfalls in jedem ihrer Glieder immer der Stein in dem Pflaster, auf welchem der katholische Priester steht, aber sie hat mit dem Hochbau der Kirche keine Beziehung und keine Verbindung. Das ist ein himmelweiter Unterschied von unsrer evangelischen Auffassung; aber wir konnten uns, vor dem Vatikanum, mit der Idee schmeicheln, daß wenigstens sechs oder acht preußische Unterthanen — die Bischöfe nämlich — für Preußen die Kirche vertraten, der wir Rechte einräumten: seit dem Vatikanum aber hat sich der Papst an die Stelle aller Bischöfe gesetzt. Es ist kein Zweifel, die Bischöfe sind nur noch die Präfekten des Papstes; er kann sich lokal an die Stelle eines jeden setzen, er kann einen jeden ersetzen, resp. absetzen. Wir haben gefunden, daß die Bischöfe ihre als christliche Wahrheit erkannte Ueberzeugung auf Befehl des Papstes bereitwillig geopfert haben; sie haben gar nicht einmal mehr das Recht, etwas Anderes zu denken als der Papst. Ein Soldat hat doch das Recht, wenn

1) oben S. 68, Anm. 2.

ihm »halb rechts« befohlen wird, bei sich zu denken: Das ist ein thörichter Befehl; aber er gehorcht. Der Bischof darf es nicht einmal denken .... Folge ich dem Papste, geht für mich die Seligkeit verloren; der Papst hat sie für mich nicht. Er ist auch nicht in dem Sinne, wie der Graf Brühl andeutete, der Nachfolger Petri; Petrus war nicht unfehlbar, er sündigte, er bereute seine Sünde und weinte bitterlich über sie; von dem Papste, glaube ich, dürfen wir das nicht erwarten."

Und diese protestantische Anschauung von dem dem Evangelium entgegengesetzten Wesen der vatikanischen Kirche nennt Bismarck „die ursprünglichste, tiefste, mit unsrer Seele und unserm Heil zusammenhängende Grundlage dieses Kampfes"! Man sieht: mit aus Religion hat er den Kampf unternommen, nicht aus nackter Nützlichkeitspolitik. Schon während des ersten Stadiums des Kulturkampfes erwiderte er Herrn v. Mallinckrodt[1]), der ihn an eine Rede aus dem Jahr 49 erinnert hatte: „Was in jenen meinen Aeußerungen an lebendiger Erkenntnis und Bekenntnis zu dem lebendigen christlichen Glauben liegt, dazu bekenne ich mich noch heute ganz offen und scheue dieses Bekenntnis weder vor der Offentlichkeit noch in meinem Hause an irgend einem Tage; aber gerade dieser mein lebendiger, evangelischer christlicher Glaube legt mir die Verpflichtung auf, für das Land, wo ich geboren bin, und zu dessen Dienst mich Gott geschaffen hat, und wo ein hohes Amt mir übertragen worden ist, dieses Amt nach allen Seiten hin zu wahren; und wenn die Fundamente des Staates von den Barrikaden und der republikanischen Seite angegriffen werden, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, auf der Bresche zu stehen, und werden sie von Seiten angegriffen, die eher berufen waren und noch immer sind, die Fundamente des Staates zu befestigen und nicht zu erschüttern, so werden Sie mich auch da zu jeder Zeit auf der Bresche finden. Das gebietet mir das Christentum und mein Glaube." In derselben Zeit spricht sich dieser Glaubensgrund im Kampf mit Rom deutlich aus[2]) in der Abwehr der Entstellungen, zu denen „der Name unseres Heilandes gemißbraucht wird" von den schlesischen Katholiken, und in der schneidigen Abweisung der Perle von Meppen als des alleinigen Verteidigers Gottes: „Der Gott, an den ich glaube, möge mich davor bewahren, daß der Herr Abgeordnete von Meppen je die Disposition über die Disposition

1) 10. 2. 72, Politische Reden V, S. 279. 2) 31. 1. 72, 9. 2. 72, Politische Reden V, S. 244 und 258.

seiner Gnaden für mich haben könnte."

Das war der Standpunkt des protestantisch-preußischen Staatsmannes, den wir schon in Frankfurt kennen lernten, der Standpunkt, dem die protestantische Jugend einst zujubelte. Wie weit liegt das hinter uns!

Nur noch Eines sei hinzugefügt! Wir können uns hier auf die Altkatholikenfrage nicht näher einlassen. Den stramm protestantischen Standpunkt vertrat Bismarck in der Zubilligung der Dotation des altkatholischen Bischofs und in der Anerkennung der Altkatholiken als in der katholischen Kirche stehender Partei. Der altkatholische Vorkämpfer von Schulte hat uns darüber eine merkwürdige Gesprächs-Aeußerung des Kanzlers aufbewahrt, die er ihm gegenüber am 2. Januar 1883 gethan hat[1]): „Mein Standpunkt ist ganz der Ihrige. Ich halte die Altkatholiken für die einzigen Katholiken, denen eigentlich Alles gebührt. Wenn nun die Regierung diesen Standpunkt praktisch zum Teil nicht durchgeführt und nicht gesagt hat, wir sehen die Millionen nicht mehr als Katholiken an, so hat sie ihn darum nicht aufgegeben . . . Wir können die Anerkennung des Bischofs nicht versagen, da wir zugeben müssen, daß mit dem Vatikanum alles hinfällig geworden ist, und deshalb die Formen nicht mehr passen . . . Ihnen gehört ja eigentlich Alles. Will die Regierung diesen Standpunkt nicht durchführen, so muß sie Ihnen das Notwendige geben."

Wie er mit dieser Auffassung selbst Falk überraschte und überbot, so läßt sich überhaupt nicht verkennen: in prinzipieller, umfassender, kultureller Auffassung des Kampfes als einer Konsequenz der kultur- und evangeliums-feindlichen Entwickelung der katholischen Kirche stand Bismarck hinter seinem Minister Falk um Nichts zurück.

* * *

„Seien Sie außer Sorge: Nach Canossa gehen wir nicht! weder körperlich noch geistig!" Diese Zusicherung des eisernen Kanzlers, die er dem Reichstag am 14. Mai 1872[2]) gab, scheint vielen Protestanten durch den Friedensschluß mit Rom Lügen gestraft. Wir dürfen glauben, daß Bismarck selbst bis zu Ende überzeugt war, sie eingelöst zu haben.

Der äußere Hergang und das successive Abbröckeln der

1) mitgeteilt in v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, S. 258 f. 2) Politische Reden V, S. 338.

Maigesetze kann hier nicht verfolgt werden. Nach Bismarcks wiederholten Erklärungen lagen die Hauptmomente, die ihn zum Einlenken veranlaßten, in der Thronbesteigung des „Friedenspapstes“ Leo XIII., in der für das landesväterliche Herz des Kaisers unerträglichen seelsorgerlichen Verwaisung seiner katholischen Unterthanen, in dem Uebergang der Fortschrittspartei [1]), die den Kampf vor allem geschürt hatte, in das Wahlbündnis mit dem Zentrum, in der Nötigung, dem Ausland eine in sich geeinte Nation aufzuweisen. Hauptsächlich aber war die Unmöglichkeit, mit den bisherigen Stützen der Regierungspolitik, mit den Nationalliberalen, die neue Zoll- und Sozialpolitik, von der Bismarck die Zukunft der Nation abhängig sah, durchzusetzen, und die Aussicht, durch ein Zusammengehen mit den Konservativen und dem Zentrum das große Ziel zu erreichen, für die Anbahnung eines modus vivendi mit dem Zentrum maßgebend. Es war also ein allgemein politischer Calcül, nicht in erster Linie das Interesse der katholischen Unterthanen, was die gewaltige Frontveränderung hervorrief.

Die erste öffentliche Bekundung derselben findet sich mitten in den Verhandlungen über die neue Zollpolitik. Da schaut der Fürst auf den kirchlichen Konflikt mit den Worten zurück [2]): „Ich habe in diesem Konflikt gekämpft mit der Lebhaftigkeit, die mir, wie ich hoffe, in allen Sachen, wo es sich meinem Bewußtsein nach um das Wohl meines Vaterlandes und um die Rechte meines Königs handelt, so lange ich lebe, eigentümlich bleiben wird; aber ich muß auch hier sagen: Ich halte Konflikte wohl unter Umständen für tapfer durchzukämpfen, aber nie für eine auf die Dauer zu erstrebende Institution, und wenn sich Mittel und Wege bieten, die Schärfe der Gegensätze zu mildern, ohne daß man an die Prinzipien der eigentlichen Streitfrage rührt, wenn man sich gegenseitig kennen und durch gemeinsames Arbeiten an einem gemeinsamen und hohen Zweck sich gegenseitig achten lernt, — ja, so liegt es doch wahrlich nicht in meiner Berechtigung, als Minister, solche Wege zu verschließen und von der Hand zu weisen.“

Der Hauptweg war die wenige Tage später, am 13. Juli 1879, erfolgte Entlassung des Kultusministers Falk. Es ist eine viel verhandelte Frage, ob nicht der Ministerpräsident dessen

---

1) vgl. „Gedanken und Erinnerungen“ II, S. 134. 2) Politische Reden VIII, S. 147 vom 9. 7. 79.

politische und gesetzgeberische Thätigkeit in so hohem Grade mit zu verantworten habe, daß das bloße Abschütteln des Kampfministers moralisch nicht zu rechtfertigen war. Die „Gedanken und Erinnerungen" sprechen sich über Falks Rücktritt reserviert aus[1]): „Falk erlag den weiblichen Hofintriguen, der antiministeriellen Thätigkeit, dem Oppositionsbedürfnis der Kaiserin[2]), den ungnädigen Erlassen des Kaisers, die weniger an den Kulturkampf als an die Beziehungen des Kultusministers zum Oberkirchenrat und zur evangelischen Kirche anknüpfen." Es steht aber amtlich fest[3]), daß das nur Nebenmomente waren, während Falk selbst vornehmlich betonte, bei der durch die Unterstützung der Regierung durch das Zentrum in der wichtigen Zollreform ermöglichten Beilegung des kirchlichen Konflikts nicht durch seine im Mittelpunkt aller Angriffe stehende Person stören zu wollen. Bei der Entlassung stellte Bismarck mit aller Entschiedenheit seine Mitverantwortlichkeit für den Kampf, den Falk geführt, fest[4]): „Der Kampf, dessen Durchführung vom Standpunkt der staatlichen Interessen die Aufgabe des neuen Ministers wurde, ist nicht erst von ihm aufgenommen worden. Es genügt daran zu erinnern, daß der Konflikt in Braunsberg, die Aufhebung der katholischen Abteilung im Kultusministerium, die ersten grundsätzlichen Erklärungen des Staatsministeriums gegenüber den Bischöfen, sowie die Vorlegung des Schulaufsichtsgesetzes schon vor dem Eintritt des Ministers Falk erfolgt waren. Seine Berufung hatte aber den offenkundigen und ausgesprochenen Zweck, dem Vorgehen der Staatsregierung in der unvermeidlich gewordenen Auseinandersetzung volle Klarheit, Stetigkeit und Entschiedenheit zu sichern." Letztere Eigenschaften waren allerdings beim Friedensschluß nicht weiter zu verwerten.

Busch berichtet[5]), wohl im Einzelnen ungenau, aber im Ganzen zutreffend, daß Bismarck ihm am 11. Mai 1880 sagte: „Wer hat denn die Maigesetze angeregt und sie Falk abgewonnen, der allerhand juristische Bedenken dagegen hatte und sich nur nach langem Widerstreben fügte? Jetzt halten sie sie hoch

1) II, S. 131. 2) vgl. Gedanken und Erinnerungen I, S. 125: „Der für den norddeutschen und namentlich für den Gedankenkreis einer kleinen Stadt inmitten einer protestantischen Bevölkerung fremdartige Katholizismus hatte etwas Anziehendes für eine Fürstin, die überhaupt das Fremde mehr interessierte, als das Näherliegende, Alltägliche, Hausbackene. Ein katholischer Bischof erschien vornehmer als ein General-Superintendent." 3) Provinzialkorrespondenz, vgl. Politische Reden XII, S. 16. 4) Ebenda S. 14. 5) Tagebuchblätter II, S. 88 f.

wie ein Palladium und er auch. Als dekretierender und verwaltender Minister ist er keineswegs so schneidig gegen die Klerikalen vorgegangen wie jetzt als Kammerredner . . . Das Zentrum und seine Auftraggeber, gegen die habe ich und nur ich den Kampf aufgenommen und trotz aller Intriguen des Hofes fortgesetzt." Und v. Poschinger berichtet[1]), daß der Chef die Kulturkampfgesetze gemeinschaftlich mit Falk gemacht habe, und zwar so, daß der Kanzler die Gedanken hergab, der Kultusminister sie in die Form von Gesetzentwürfen brachte. Dabei sei es nicht ohne lebhafte Auseinandersetzungen abgegangen. Bismarck selbst hat im Reichstag am 3. Dezember 1884 erklärt[2]), seine Unterschrift unter den Maigesetzen sei ihm zum Teil unter dem Druck der Kabinetsfrage abverlangt. „Ich kann nicht leugnen, daß ich über die Details, über die juristische Ausführung der Gesetze verwundert und nicht angenehm überrascht war; aber ich mußte die Gesetze nachher nehmen, wie ich sie fand. Etwas anderes sind die Junigesetze von 1875, die ein paar Jahre später erlassen wurden. Bei diesen bin ich vollständig beteiligt gewesen und übernahm die volle Verantwortung für die Verfassungsänderung . . ." Die von Friedrichsruh inspirierten Hamburger Nachrichten stellten später[3]) das Verhältnis so dar: „Bismarck war bei der Maigesetzgebung aus Kameradschaft für Falk und im Vertrauen auf ihn mitgegangen, obwohl er mitunter anderer Meinung gewesen sein und nicht von allen Einzelheiten Kenntnis gehabt haben mag. Nachdem sich Dr. Falk vom Fürsten Bismarck gegen dessen Wunsch getrennt hatte, wurden seitens des leitenden Ministers abweichende Meinungen zur Geltung gebracht; aber diese waren von Anfang an die seinigen gewesen: er hatte nur auf ihre Vertretung verzichtet, um einer so hervorragenden Kraft wie Falk so lange als möglich die Führung des Amtes zu überlassen. Als dies nicht mehr möglich erschien, fiel der Zweck jener Zurückhaltung fort und der Fürst vertrat alsdann seine eigene Ansichten."

Etwas anders definiert der Fürst selbst in der großen Herrenhausrede vom 12. April 1886 seine Verantwortlichkeit[4]), nämlich dahin, daß er für die Richtung und die Tendenz der Maigesetze als Kampfgesetze die Verantwortlichkeit vollständig mit-

1) a. a. O. II, S. 168 f. 2) Politische Reden X, S. 308. 3) am 16. 3. 91, abgedruckt bei Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, S. 169. 4) Politische Reden XII, S. 77 f. 84 f. 86. 87.

trage, noch heute aufrecht halte und dafür einstehe, daß es nützlich und zweckmäßig war, Gesetze in dieser Richtung zu geben. Etwas Anderes sei die Verantwortlichkeit für alle juristisch-technischen Details. Als er nun in Friedensverhandlungen eingetreten sei, sei er veranlaßt worden, auch den Details der Maigesetze näher zu treten, als ihm bis dahin nach seiner vorwiegenden Beschäftigung mit dem auswärtigen Ressort überhaupt möglich gewesen sei. „Bei Prüfung des Status quo, zu dem der Kampf gelangt war, habe ich mich überzeugt, daß wir, wie das im Kampf ja immer geht, manche feindlichen Gebietsteile okkupiert hatten, die uns eigentlich ziemlich wertlos waren, wenn man näher zuschaute." Bei allen inneren Streitigkeiten müsse man bei jedem Schaden, den man dem Gegner thut, immer auch die Frage sich vorlegen, ob er im Verhältnis zu dem andern Schaden stehe, den man abwehren wollte. In allen inneren Kämpfen solle wenigstens ein leitender Minister das Ganze, die Folgen für das Ganze niemals aus dem Auge verlieren. „Nie bin ich Parteimann gewesen, ich bin immer der Mann des Staates und des Königs geblieben." Bei solcher unparteiischen Prüfung habe er nun zumal in den Bestimmungen über Leitung und Anstellung der katholischen Priester eine wild goose chase, eine Jagd hinter wilden Gänsen zu Pferde, eine Jagd, die nie zum Ziele führt, erkannt. Besonders aber die Bestimmungen über Vorbildung der Priester hätten nur den Gegner gestärkt, indem sie ihm einen gebildeteren, besser erzogenen Priester lieferten. Das Bestreben aber, auf den Priester einen Einfluß von Seiten des Staates zu üben, von Seiten unserer Bürokratie in Konkurrenz zu treten mit den kirchlichen Vorgesetzten bis zum Papst hinauf, das sei das πρῶτον ψεῦδος der Maigesetzgebung, das Aergerliche, Verbitternde, der Natur der Dinge nach Unerreichbare, ein Streben mit großen Mitteln nach kleinen Erfolgen. „In Bezug auf den Effekt ist mir nicht zweifelhaft, daß die Maigesetze ziemlich wirkungslos gewesen sind." Und am 14. Januar 1887 erklärte Bismarck[1]): „Nun muß ich die Vaterschaft für die Kirchengesetze auf das Entschiedenste in Abrede stellen. In diesem Hause, in Preußen, ist in erster Linie der Ressortminister für diese Gesetze verantwortlich, in zweiter Linie seine Kollegen. Ich lehne die Verantwortlichkeit für die Gesetze durchaus nicht ab von mir, ich bin dafür eingetreten; aber die Vaterschaft stammt durchaus nicht

1) Politische Reden XII, S. 315 f.

von mir. Ich wäre gar nicht im Stande gewesen, eine so juristisch fein ausgearbeitetes Gesetz zu spinnen."

Wir werden trotzdem, auch wenn wir dieser nachherigen Kritik der Maigesetze voll zustimmen, den Ministerpräsidenten von der Verantwortung für die Richtung und Tendenz der Kampfgesetze nicht frei sprechen können; nicht die juristische Detailarbeit der Maigesetze, auf die er nie verfallen sein würde, zu deren Kontrole er weder geneigt noch befähigt gewesen, sondern das Prinzip dieser Eingriffe der Verwaltung und Polizei in das innere Leben, die Anstellung der Priester, die Seelsorge u. s. w. wird von der Kritik in den „Gedanken und Erinnerungen" [1]) getroffen: „Erst durch die Praxis überzeugte ich mich, daß die juristischen Einzelheiten psychologisch nicht richtig gegriffen waren. Der Mißgriff wurde mir klar an dem Bilde ehrlicher, aber ungeschickter preußischer Gendarmen, die mit Sporen und Schleppsäbel hinter gewandten und leichtfüßigen Priestern durch Hinterthüren und Schlafzimmer nachsetzten." Daß diese kritischen Erwägungen nicht alsbald in Kabinetskrisis übergingen, habe die geringe Lenkbarkeit der Staatsmaschine verursacht, ihr Zusammenhang mit dem Monarchen und den Parlamentswahlen. „Diese Maschine ist zu plötzlichen Evolutionen nicht im Stande, und Minister von der Begabung Falks wachsen bei uns nicht wild. Es war richtiger, einen Kampfgenossen von dieser Befähigung und Tapferkeit in dem Ministerium zu haben, als durch Eingriffe in die verfassungsmäßige Unabhängigkeit seines Ressorts die Verantwortlichkeit für die Verwaltung oder Neubesetzung des Kultusministeriums auf sich zu nehmen."

Es ist begreiflich, daß den von diesen Gesetzen ins Mark ihres Lebens getroffenen Priestern und vielen von ihrer prinzipiellen Wichtigkeit überzeugten Protestanten in solchem Verhalten und in solcher Apologie doch ein zu weitgehender Opportunismus zu stecken scheint. Gegen diesen Vorwurf hat sich der Kanzler 1887 wiederholt verantwortet. So gegen Beseler [2]). „Ich kann weder eine konfessionelle Stellung noch eine vom Parteistandpunkte influenzierte noch eine juristische einnehmen. Meine Stellung ist eine rein politische, und für mich ist der Friede mit dem Papste ein Friede wie mit jeder andern auswärtigen Macht, die im Inlande erhebliche Interessen hat. Ich stehe, wenn Sie wollen, der Sache opportunistisch gegenüber, der Herr Vorredner

1) II, S. 130 f. 2) 23. 3. 87, Politische Reden XII, S. 336.

theoretisch." Er stellt dann die Verhandlungen mit dem Papst auf eine Linie mit den Unterhandlungen mit Oesterreich 1866. Und gegen Richter erklärt er[1]), er habe nicht hochtrabende und prinzipielle doktrinäre Politik getrieben, sondern einfach hausbackene diplomatische. „Ich würde mich schämen, wenn ich überhaupt in meiner Stellung ein Doktrinär sein wollte; und wenn Sie mich einen Opportunisten nennen, nehme ich auch diese Bezeichnung dankbar an; denn was ist ein Opportunist? Es ist ein Mann, der die günstigste Gelegenheit benützt, um das durchzuführen, was er für nützlich und zweckmäßig hält, und das ist ja eben die Aufgabe der ganzen Diplomatie; und wenn ich mich hätte konfessionell oder doktrinär in diesen Streit hineinziehen lassen, dann verdiente ich nicht das Vertrauen meiner Landsleute in der doch gewiß von konfessionellen Ansichten notwendig freien Stellung, in der ich mich befinde." Daß das Vatikanum ihm nie als Gefahr für den Staat, vielleicht eher für die Kirche erschienen, daß er nicht einmal wesentlich darüber verstimmt gewesen sei, es lediglich als dogmatische Frage innerhalb der katholischen Kirche angesehen habe, kann nach dem oben Mitgeteilten nur dann gelten, wenn man den Nachsatz stark betont: (als dogmatische Frage)„mit der wir uns abzufinden haben würden, wenn sie sich irgendwie in Fragen der inneren Politik bei uns übersetzte und darstellte."

Jedenfalls muß das unbedingt zugegeben werden, daß Bismarck die Maigesetze nie als zur Dauer, nur als ad hoc bestimmte Kampfgesetze betrachtet hat. In derselben Rede am 14. Mai 1872, wo er das Wort: „Nach Conossa gehen wir nicht!" ausrief, hat er zugleich[2]) versichert, daß die Gesetzgebung in einem für die Gewissensfreiheit durchaus schonenden Wege, in der zurückhaltendsten, zartesten Weise vorgehen solle. „Denn die Regierung schuldet unseren katholischen Mitbürgern, daß sie nicht müde werde, die Wege aufzusuchen, auf denen die Regelung der Grenze zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt, der wir im Interesse des innern Friedens absolut bedürfen, in der schonendsten und konfessionell am wenigsten verstimmenden Weise gefunden werden könne." Und als er am 9. Juni 1873 die Beibehaltung des Gesandtschaftspostens in Rom vertrat, motivierte er das so[3]): „In dieser Hoffnung möchte ich gern einen

1) 21. 4. 87, Ebenda S. 368 f. 2) Politische Reden V, S. 340. 3) Ebenda VI, S. 71 f.

Faden, der sich wieder anknüpfen läßt, nicht abschneiden, eine Fühlung, die augenblicklich praktisch erloschen ist, doch nicht vollständig zu den Toten werfen . . . bereitwillig, dahin zu wirken, daß nicht nur die Mehrheit der katholischen Deutschen wie heutzutage, sondern womöglich sämtliche katholische Deutsche mit ihren Regierungen und ihren evangelischen Mitbürgern in Frieden leben mögen." Am 16. April 1875 aber versicherte er[1]): sobald die Bresche, welche die Vertrauensseligkeit der früheren Politik in die dem Frieden des Staates nötigen Bestimmungen gelegt, überschüttet, ausgefüllt sei, werde er kein eifrigeres Bemühen haben, als den Frieden selbst mit dem Zentrum, namentlich aber mit dem sehr viel mäßiger gesinnten römischen Stuhl zu suchen, „und ich hoffe, ihn dann auch mit Gottes Hilfe zu finden, und ich werde dann, so lange mir das Leben gegeben ist, dazu beitragen, den Kampf, den aggressiv zu führen wir eine Weile genötigt gewesen sind, demnächst nur defensive fortzusetzen und die Aggression mehr der Schulbildung als der Politik zu überlassen."

So konnte er denn nach Beginn der Friedensverhandlungen auch aufrichtig bekennen[2]): „Rein konfessionelle Kämpfe würde ich überhaupt nicht führen, wenn der politische Beisatz, die Machtfrage, nicht wäre, eine Machtfrage, die auch in der vorchristlichen Zeit sich zwischen Königen und Priestern geltend gemacht hat — wenn die nicht da wäre, würde ich ja mit einer solchen Entschiedenheit in diesen Kampf nicht eingetreten sein, da ich konfessionelle Stellungen nicht bekämpfe." Gegen den Vorwurf, inkonsequent zu sein, antwortet er in derselben Rede: „Nun, jeder Kampf hat seine Höhe und seine Hitze, aber kein Kampf im Innern zwischen Parteien oder Regierung, kein Konflikt, kann von mir als eine dauernde und nützliche Institution behandelt werden. Ich muß Kämpfe führen, aber doch nur zu dem Zwecke, den Frieden zu erlangen; diese Kämpfe können sehr heiß werden, das hängt nicht immer von mir allein ab — aber mein Endziel ist doch immer der Friede." Aehnlich bezeichnet Bismarck die Maigesetze am 12. April 1886 als „Kampfmittel, um zum Frieden zu gelangen." Und am 21. April 1887 weist er den Vorwurf, er habe das Geschäft der Penelope getrieben, mit der Bemerkung zurück[3]): „Das wäre gerade so gerecht oder ungerecht wie

1) VI, S. 274 f, von Bismarck angezogen 23. 3. 87, XII, S. 345.
2) IX, S. 166 f. 3) XII, S. 386; vgl. auch VI, S. 128 f, das

der jetzige Vorwurf, daß ich ein Kampfgesetz, nachdem der Zweck des Kampfes, nämlich der Friede, annähernd erreicht ist, nicht mehr festhalten wollte."

Wenn wir nun auch gewiß den großen Realpolitiker nicht auf einmal eingenommene Positionen festnageln wollen, vielmehr uns von ihm belehren lassen: „Ja, Konsequenz für einen Politiker, für einen Staatsmann ist um so leichter, je weniger politische Gedanken er hat", so frägt sich doch: sind wirklich nur Kampfgesetze, sind nicht auch organische Gesetze, die zur prinzipiellen Regelung des Verhältnisses eines modernen Kulturstaates zu einer Kirche, die auf Syllabus und Vatikanum basiert, gehören, wieder abgethan? In den „Gedanken und Erinnerungen" bezeichnet Bismarck als sein Vorhaben bei Entlassung Falks[1]), die mehr juristische als politische Linie Falks zu verlassen und ausschließlich seinen eigenen mehr gegen Polonismus als gegen Katholizismus gerichteten Auffassungen zu folgen. „Für nicht entbehrlich hielt ich die Beseitigung der Verfassungsartikel, die Kampfmittel gegen den Polonismus und vor allem die Herrschaft des Staates über die Schule. Wahrten wir die, so behielten wir aus dem Kulturkampfe beim Frieden immer einen wertvollen Siegespreis im Vergleich mit den Zuständen vor dem Ausbruch des Kampfes." Abgesehen von der Schule also keinerlei kulturelle, nur politische Rücksichten. Die Sicherung der einheitlichen Bildung der Nation, die Fernhaltung fremdländischer, undeutscher, von der Bildung der Nation völlig geschiedener Einflüsse auf die Priesterbildung, der Schutz der Glaubens- und Gewissensfreiheit der Einzelnen auch innerhalb des Priesterstandes — auf diese und ähnliche Ziele der größeren Idee von Staat als einer Gesinnungs- und Gesittungseinheit ist Verzicht geleistet und die katholische Kirche und Geistlichkeit wie das Zentrum nur als politische, diplomatische Größe gewertet. Das entsprach freilich dem Stande des inneren Lebens und der Selbsterfassung der Nation, wie denn Bismarck mit Recht bemerkt[2]): „ich habe außerdem gefunden, daß eine solche Reform, die in das geistige Gebiet übertrat, nur durchzuführen ist, wenn sie durch die öffentMeinung der Mehrheit der Nation mit zwingender Gewalt getragen wird. Das war nicht der Fall." Der große Augen-

---

schon zitierte Wort vom disziplinierten Staatsmann! Auch Busch, Tagebuchblätter III, S. 148 f.

1) II, S. 132. 135. 2) 24. 1. 87, XII, S. 316.

blick hat eben eine kleine, in materiellem Behagen aufgehende Nation gefunden.

Es wird unsereinem schwer, die Verhandlungen mit der Kurie unbefangen zu würdigen. In dem ersten Erlaß an den Botschafter in Wien [1]) vom 20. April 1880 zeigt sich der Wunsch, das Zentrum durch päpstlichen Einfluß von der polnischen und welfischen Fronde getrennt und zum Kampf gegen den Sozialismus aufgeboten zu sehen, ebenso stark als das Mitgefühl mit den von ihren Geistlichen und Seelsorgern verlassenen katholischen Mitbürgern; die Sistierung der polizeilichen und gerichtlichen Verfolgungen, die Herbeiführung einer friedliebenden Praxis erscheint abhängig von der Auflösung des unnatürlichen Bundes des katholischen Adels und der Priester mit den Sozialisten. Von da an benützt der gewaltthätige Staatsmann den knechtenden Einfluß der Kurie auf die von ihren Dienern geleitete Partei auch in völlig weltlichen Angelegenheiten. Wiederum begegnet die Erklärung [2]): „Dem kirchlichen Bedürfnis der katholischen Preußen weniger zu gewähren, als ihnen ohne Schädigung des Staates gewährt werden kann, würde den landesväterlichen Interessen Sr. Majestät des Königs nicht entsprechen." Dagegen spricht der Kanzler Virchow gegenüber aus [3]), seine Schwenkung sei wesentlich durch den Abfall der liberalen Partei notwendig geworden, der ihn gezwungen habe, „in wichtigen Fragen des allgemeinen Wohls sich der Unterstützung des Zentrums zu versichern". Wer wird nicht zustimmen, wenn die ersten Kampfgesetze, die dem Friedensbedürfnis geopfert werden, diejenigen sind, welche die Notstände auf dem Gebiet der katholischen Seelsorge und Krankenpflege hervorgerufen haben? Wer wird nicht die Rücknahme der unerträglichen Uebergriffe in die freie Selbstverwaltung der Kirche begrüßen? Und wenn deshalb die Anzeigepflicht für die nicht benefizierten Hilfsgeistlichen preisgegeben wird, so ist auch das zu tragen. Aber die völlige Freigebung der Heranbildung des Klerus und der Handhabung der Disziplin über den Klerus, die Zulassung der ultramontanen Dressur in bischöflichen Seminaren, die Zurückberufung nicht blos der Pflegeorden und ihre Zulassung weit über das Maß, das vor 1870 eingehalten wurde — das bedeutet nicht Verzicht auf überflüssig vexatorische Kampfgesetze, sondern Verzicht auf Sicherung der Nation vor den Frieden der Konfessionen und die Glaubens- und Ge-

1) XII, S. 26 ff. 2) Ebenda S. 42. 3) S. 48.

wissensfreiheit und die einheitliche Bildung des Volkes untergrabenden Einflüssen.

Bismarck hat einmal gesagt [1]): „ich möchte diese jetzige Situation frei machen von dem Einfluß der Erinnerung." Das gelang ihm namentlich durch eine bei ihm so seltene [2]) Illusion, die man immer wieder als bewußte Selbsttäuschung aufzufassen versucht ist, durch die Fiktion des friedfertigen Papstes [3]): „Ich halte den Papst für deutschfreundlicher als das Zentrum . . . Der Papst ist außerdem nicht Welfe, er ist nicht Pole und er ist auch nicht deutschfreisinnig . . . vollständig frei." Nicht immer und unter allen Umständen und in Bezug auf alle Personen habe er zu den Bestrebungen der römischen Hierarchie Vertrauen gehabt. „Zu dem jetzt regierenden Papst aber habe ich Vertrauen." Das wird sogar einmal damit gestützt, daß der Papst die Anzeigepflicht, die er einmal geleistet, immer und dauernd leisten könne; „denn die römische Kirche hat nicht die Gewohnheit, einzelne Ausnahmen von den Regeln, die sie für unumstößlich hält, nach Belieben zu machen, und am andern Tage wieder eine andere Theorie aufzustellen"! Im innerkirchlichen Kampf zwischen dem friedlichen, deutschen Papst und den demokratisierenden ultramontanen Geistlichen ist ihm „der Sieg des Papstes über kurz oder lang gar nicht zweifelhaft." Und während er vor kurzem noch [4]) nachgewiesen hatte, daß die katholische Kirche erfahrungsgemäß keinen Schutz gegen die Sozialdemokratie biete, sieht er nun [5]) an die Stelle der päpstlichen Autorität einerseits die priesterliche Gewalt des demokratisierenden Priesters, andrerseits die Sozialdemokratie treten; „in dieser Beziehung halte ich die subversiven Tendenzen, das Unterwühlen der Autorität für vollständig gleichbedeutend, mag es von geistlicher oder weltlicher Seite, von Sozialdemokraten oder demokratisierenden Geistlichen ausgehen. Papst und Kaiser haben in dieser Beziehung das gleiche Interesse und müssen gegen Anarchie und Umsturz gleichmäßig Front machen."

Wie sich das mit Bismarcks früher bekundeten tiefen geschichtlichen Einsichten in das Wesen und die Herrschaftsansprüche des vatikanischen Papsttums verträgt, ist doch völlig unverständlich. Ist es nicht rein diplomatisch zu verstehen? Oder aus dem, was er selbst einmal sagt [6]): „die Gewalt, die hier der preußischen

1) Ebenda S. 118. 2) S. 117. 3) vgl. a. a. O. S. 90. 109. 111. 351. 4) X, S. 70 f. 5) XII, S. 352. 6) Ebenda S. 79 und S. 94.

Gesetzgebung angethan werden soll, entsteht ja nur aus dem versöhnlichen Bedürfnis Sr. Majestät des Königs, seinen katholischen Unterthanen näher zu kommen." „Der reine Ausfluß des Friedensbedürfnisses Sr. Majestät des Königs seinen katholischen Unterthanen gegenüber"? Nein, es ist mehr. Am 23. März 1887 erklärt der Fürst[1]): „Diese Stellung zur Sache habe ich nicht nur aus toleranter Denkungsweise, sondern sie drängt sich mir auf als Politiker; ich habe das Bedürfnis, die gemäßigten Katholiken, die den Streit lediglich um kirchliche Glaubenssachen und nicht aus Fraktionszorn, aus Umsturzbedürfnissen führen, diese deutsch-freundlichen und staatsfreundlichen Katholiken zufrieden zu stellen, wenn sie nicht zufrieden sind." Es handelt sich darum, sagt er ein Jahr zuvor [2]), „ob es uns nicht gelingen wird, das Gefühl, daß wir Alle Deutsche und Landsleute sind, höher und stärker in uns lebendig zu machen als das Gefühl, daß wir verschiedenen Konfessionen angehören." Wer wird die Größe dieses Zieles leugnen? Zumal, wenn er in Erwägung zieht, daß [3]) „die Frage, ob wir mit unseren katholischen Landsleuten einig sind oder nicht, nicht auf das Innere beschränkt ist, sondern auch auf unsere äußern Verhältnisse zurückwirkt", so auf das zu Oesterreich. Leider ist der innere Friede nun aber nicht erreichbar, so lange man sich nicht entschließt [4]), den Papst nicht als Ausländer, die päpstliche Institution als eine „nicht blos ausländische, eine nicht blos weltallgemeine, sondern weil sie eine weltallgemeine ist, auch eine deutsche Institution für die deutschen Katholiken" zu betrachten. Rechnet man einmal die Bekenner der katholischen Kirche zu unseren gleichgestellten Landsleuten, so muß man auch [5]) „die Institution der katholischen Kirche in Deutschland mitsamt der päpstlichen Spitze, die zu ihr gehört, für eine einheimische Institution der deutschen Bundesstaaten" rechnen.

Wenn aber Bismarck in seiner Friedensliebe so weit geht, zu sagen [6]): „eine Ehrenfrage liegt hier gar nicht vor . . bei Streitigkeiten im Innern, unter Landsleuten, besteht die Ehre der Regierung in ihrer Friedfertigkeit, aber nicht in ihrer Händelmacherei", „da können uns die gesetzlichen Formen, zu denen wir kommen, an sich blutwenig helfen, sie liefern nur das Gefäß, in welches die Stimmung und das Maß von Vertrauen, das

1) XII, S. 349 f. 2) 4. 5. 86, Ebenda S. 118. 3) 23. 3. 87, S. 350. 4) 21. 4. 87, S. 361. 5) 30. 11. 81, IX, S, 164. 6) 12. 4. 86, XII, S. 78 f. 4. 5. 86, Ebenda S. 110.

herrscht, der gute Wille derjenigen, an denen die Ausführung liegt, nachher die Füllung liefern . . ; der Friede, den wir erstreben, läßt sich in bestimmte Paragraphen nicht fassen. Die toten Paragraphen helfen uns wenig", — so kommt man allerdings von aller gesetzlichen Beschränkung der päpstlichen hierarchischen Uebergriffe zurück. Aber der vollständige Verzicht auf Garantien für Erhaltung des konfessionellen Friedens seitens der Orden, für Erziehung der Priester im deutsch-nationalen und toleranten Geist, für Ausschluß knechtender Disziplin in den Demeritenanstalten ꝛc., die nur scheinbare Behauptung der Anzeigepflicht — das bedeutet einen Verlust an Ehre für den Staat, wenn man in ihm mehr als einen Polizei- und Wirtschaftsstaat, wenn man in ihm die Zusammenfassung der nationalen und ethischen, kulturellen Kräfte des Volkslebens sieht. In der Verlängerung dieser Resignation auf den idealen Staatsbegriff liegt auch die von Bismarck immer mehr betriebene Auflösung der alten, um ideale Verfassungs- und Kulturideen gruppierten Parteien in wirtschaftliche Interessengruppen. Wir vermögen in der Heranziehung des Zentrums als Stütze der Wirtschaftspolitik und in der damit gleichzeitigen Zurückstellung des nationalen und ethischen Gegensatzes, worauf allerdings unsere wirtschaftliche Blüte und soziale Reform zum großen Teil beruht, nur eine Schattenseite der großartigen Realpolitik unseres gewaltigen Kanzlers zu erblicken. Ob nicht doch am Ende die Förderung äußerer auf Kosten innerer Werte sich als kurzsichtige Augenblickspolitik erweisen dürfte? Ist nicht die Beherrschung aller großen politischen Lebensfragen der Nation durch die ausschlaggebende, national und kulturell unentwickelte katholische Hierarchie, geradezu die Tragik unseres deutschen Lebens, eine Folge des Bismarckschen Friedenschlusses mit Rom?

* * *

D. Graue, der die hier im wesentlichen Einverständnis mit Beyschlag vertretene Auffassung in seinem wertvollen Aufsatz [1]) über „Fürst Bismarck im Kulturkampf" zu entkräften sucht, hebt mit Recht hervor, daß wir deshalb so schwer enttäuscht seien von dem Ausgang des Kampfes, weil wir dem Fürsten bei seiner Gesetzgebung weitreichende Pläne untergeschoben haben, die ihm

1) Bismarck-Jahrbuch I, S. 443 ff. II, S. 282 ff, besonders I, S. 468. II, S. 282 ff 337 ff.

ferne lagen. „Für ihn selber war das, was er bei diesem Friedensschluß an Zugeständnissen bewilligte, wenn auch mehr als er wünschte, dennoch nicht niederschlagend, weil er von Anfang des Kampfes an gewillt war, um des Friedens willen Zugeständnisse zu machen.“ Graue will dann erweisen, daß der Waffenstillstand den Staat wesentlich günstiger gestellt hat als vor Ausbruch des Kampfes. Er zählt dazu die noch geltenden Kirchengesetze auf: Kanzelparagraph, staatliche Schulinspektion, Verbot des Jesuitenordens, Aufhebung der katholischen Abteilung, Unterordnung der Kirche unter die gesetzlich geordnete Aufsicht des Staates, Zivilstandsgesetze, Anzeigepflicht u. s. f. Bismarck habe den Frieden mit Rom so zu Stande gebracht, daß der Staat zwar Zugeständnisse macht, aber keines seiner unveräußerlichen Rechte preisgibt, sondern für künftige Kämpfe besser gerüstet ist als er es vorher war, und daß der Vatikan sich nicht so bald wieder nach einem neuen „Kulturkampf“ sehnen wird. Aber er vergißt, welche moralische Einbuße der preußische Staat erlitten, besonders auch an Zutrauen zu seiner Gewissenhaftigkeit, und welche enorme moralische und faktische Einflußsteigerung der Ultramontanismus aus dem ungleichen Kampf davon getragen hat, in dem er zwar verfolgt, aber nicht besiegt ward. Und dann wie viele der genannten Errungenschaften stehen mehr nur auf dem Papier! Z. B. das Jesuitengesetz! Bismarck hat zwar noch am 28. November 1885 im Reichstag erklärt[1]): „Die Gefahr der Jesuiten liegt nicht in ihrem Katholizismus, sondern in ihrer ganzen internationalen Organisation, in ihrem Lossagen und Loslösen von allen nationalen Banden und in ihrer Zerstörung und Zersetzung aller nationalen Bande und der nationalen Regungen, überall wo sie denselben beikommen.“ Aber gilt nicht die gleiche Motivierung gegen die schon zugelassenen Redemptoristen? Bismarck hat be-

1) Politische Reden XI, S. 251. Es widersteht mir, in den Text die doch nicht zu verschweigende Notiz der Schlesischen Volkszeitung aufzunehmen, die v. Poschinger seinem oft genannten Sammelwerk III, S. 176 f. einverleibt hat, daß der Fürst 1886 zu Bischof Kopp gesagt habe, er würde selbst nicht gegen die alsbaldige Rückkehr der Orden, einschließlich der Jesuiten, Etwas einzuwenden haben; aber, meinte er weiter, von den Ministerkollegen würden noch wohl einige darüber stolpern müssen. Ebenso soll er dem Freiherrn von Landsberg gesagt haben: „Was in meinen Kräften stand, habe ich gethan. Meinethalben hätte noch mehr bewilligt werden können; ich hätte auch nichts gegen die Rückberufung der Jesuiten, aber ich habe noch mit andern Faktoren zu rechnen.“

stritten [1]), daß er je gesagt habe [2]): „Wir haben es mit einer andern Nummer versucht, aber verlassen Sie sich darauf, es wird derselbe Faden gesponnen . . . Wir wollen die Waffen auf dem Fechtboden niederlegen, aber weggeben wollen wir sie nicht. Wir glauben, daß wir jetzt Frieden erhalten werden, aber die Zeit kann schnell wieder kommen, wo wir die Waffen brauchen." Sicher ist, daß diese Waffen stumpf geworden sind nach ihrem zugestandenen mißlungenen Gebrauch.

Uebrigens hat der Fürst selbst stets eine sehr resignierte und gedämpfte Auffassung von den Ergebnissen des Kulturkampfes bekundet. Am 30. November 1881 erklärte er [3]): „Wir wünschen, daß . . . wir dem Frieden näher und näher kommen, und so nahe kommen, wie es irgend mit der traditionellen und seit Jahrhunderten den Gegenstand des Kampfes bildenden staatlichen Unabhängigkeit, auf der der Staat bestehen muß, verträglich ist. Diese Quadratur des Zirkels wird sich in Vollkommenheit niemals lösen lassen und hat sich nie lösen lassen, aber wir hoffen, daß ein für beide Teile annehmbarer modus vivendi durch eine direkte Vertretung bei Rom möglich und nützlich ist." Am 7. April 1883 erklärte er Frhr. v. Hertling im Privatgespräch [4]), der Streit zwischen Staat und Kirche werde niemals durch einen definitiven Friedensschluß beendet werden. Man könne lediglich hoffen, von Fall zu Fall, von Stufe zu Stufe, zu einem modus vivendi zu kommen. Aehnlich am 12. April 1886 im Reichstag [5]): der Frieden zwischen König und Priester werde immer die Zirkelquadratur bleiben, der man nahe kommt, die man aber nicht vollständig erreichen kann. Denn, so fügt er am 4. Mai hinzu [6]), „die Grenzen zwischen Staat und Kirche lassen sich nicht festlegen, weil beide Teile von Hause aus von verschiedenen Ueberzeugungen dabei ausgehen." Aber er traut noch nicht einmal [7]), „ob wir durch den Frieden mit Rom zu dem Frieden mit dem Zentrum kommen". Denn [8]) „der deutsche Priester ist, was seiner Religiosität alle Ehre macht, weil sein Nationalgefühl schwach entwickelt ist, in erster Linie Priester und dann erst Deutscher." Und [9]) „die im Zentrum vereinten Kräfte fechten

1) XII, S. 114 f. 2) Referat der Post über die parlamentarische Soiree vom 4. 5. 80, mitgeteilt bei Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier I, S. 164 f. 3) vgl. Politische Reden IX, S. 165. 4) Poschinger a. a. O. S. 316. 5) Politische Reden XII, S. 82. 6) Ebenda S. 118. 7) Ebenda 23. 3. 87, S. 354. 8) 12. 4. 86, Ebenda S. 88. 9) Gedanken und Erinnerungen I, S. 364.

zwar jetzt unter päpstlicher Flagge, sind aber an sich staatsfeindlich, auch wenn die Flagge der Katholizität aufhörte sie zu decken." Dies aus einem Brief an König Ludwig von Baiern vom 12. August 1878 in die „Gedanken und Erinnerungen" übernommene Urteil billigte der Fürst offenbar noch, als er diese diktierte; ebenso wohl den folgenden Satz: „In Preußen waren die Wahlkreise, in denen das Zentrum sich ergänzt, auch vor dem Kirchenstreit oppositionell, aus demokratischer Gesinnung, bis auf den Adel in Westfalen und Oberschlesien, der unter der Leitung der Jesuiten steht und von diesen absichtlich schlecht erzogen wird." Von solchen Partnern ist allerdings bei einem Friedensschluß nur ein kümmerlicher modus vivendi zu erwarten.

Diese Anschauung von der politischen Schädlichkeit der spezifisch katholischen Partei befestigte sich immer mehr in dem Fürsten, je länger er von den Geschäften fern war und je gehässiger der blöde, unversöhnliche Haß des Zentrums hervortrat. Die absolutistischen Velleitäten, besonders wenn sie priesterlich unterstützt waren, sind dem dominierenden Staatsmann ein Gräuel gewesen, der von sich sagen durfte[1]): „Ich bin nie ein Absolutist gewesen und werde es am allerwenigsten auf meine alten Tage werden". 1892 sprach er auf dem Marktplatz zu Jena ganz in alter Weise: „Ich glaube, daß selbst unsere katholischen Landsleute in ihrer Mehrzahl das Bedürfnis haben, unabhängig von der Doktrin der Zentrumsleitung in Berlin regiert zu werden. Ich glaube, daß wir mit unsern katholischen Fragen leichter fertig werden würden, wenn wir mit der römischen Kurie durch Vermittlung des Nuntius in Berlin zu verhandeln hätten, als wenn die Stelle des Nuntius bei Beeinflussung des Papstes durch das Zentrum in Fühlung mit der Regierung eingenommen wäre. Ich halte das letztere für gefährlicher für unsere nationalen Ziele, als uns ein Nuntius sein könnte. Ich will damit nicht die Berufung eines Nuntius befürworten. Ich sage diese Worte nur als Ausdruck des Urteils, das ich über die Leitung des Zentrums mit mir herumtrage. Ich halte sie für gefährlich, nicht blos in konfessionellen, sondern hauptsächlich in nationalen Fragen. Sie bröckelt uns alles ab, was wir im Osten unsrer Grenzen in Posen germanisch angebaut haben und anbauen haben wollen. Den ganzen Kulturkampf konnten wir entbehren, wenn die polnische Frage nicht daran hing."

1) Bismarck in Jena, S. 19. 2) Ebenda S. 31.

Sollten wir aber doch angenommen haben, daß Bismarck sich je Illusionen über die Papstkirche gemacht habe, so kann uns der Rückblick auf den Kulturkampf eines Bessern belehren, den er seinen „Gedanken und Erinnerungen" einverleibt hat[1]): Das günstige Ergebnis sei nur ein relatives, hänge immer ab von der mehr oder weniger großen Streitbarkeit des Papstes und der deutschen Bischöfe und der mehr oder weniger hochkirchlichen Richtung, welche im Wechsel der Zeit in der katholischen Bevölkerung herrsche. „Eine feste Grenze der römischen Ansprüche an die paritätischen Staaten mit evangelischer Dynastie läßt sich nicht herstellen. Nicht einmal in rein katholischen Staaten. Der uralte Kampf zwischen Priestern und Königen wird nicht heut zum Abschluß gelangen, namentlich nicht in Deutschland. — Uebrigens gehörte die Fraktion der beiden Reichensperger schon vor 1870 dauernd der Opposition gegen die Regierung des evangelischen Königshauses an. Bei jedem modus vivendi wird Rom eine evangelische Dynastie und Kirche als eine Unregelmäßigkeit und Krankheit betrachten, deren Heilung die Aufgabe der Kirche sei. Die Ueberzeugung, daß dem so ist, nötigt den Staat noch nicht, seinerseits den Kampf zu suchen und die Defensive der römischen Kirche gegenüber aufzugeben; denn alle Friedensschlüsse in dieser Welt sind Provisorien. Bedenklich bleibt die Entzündbarkeit der Polen, die Herrschsucht des dortigen Adels und der durch die Priester genährte Aberglaube der untern Volksschichten, weil dem ungebildeten Manne eingeredet ist, daß deutsch-lutherisch ebenso wie polnisch-katholisch identische Begriffe seien. — Ein ewiger Friede mit der römischen Kurie liegt nach den gegebenen Lebensbedingungen ebenso außerhalb der Möglichkeit, wie ein solcher zwischen Frankreich und dessen Nachbarn. Wenn das menschliche Leben überhaupt aus einer Reihe von Kämpfen besteht, so trifft das vor Allem bei den gegenseitigen Beziehungen unabhängiger politischer Mächte zu, für deren Regelung ein berufenes und vollzugsfähiges Gericht nicht vorhanden ist. Die römische Kurie aber ist eine unabhängige politische Macht, zu deren unabänderlichen Eigenschaften derselbe Trieb zum Umsichgreifen gehört, der unsern französischen Nachbarn innewohnt. Für den Protestantismus bleibt ihr das durch kein Konkordat zu beruhigende aggressive Streben des Proselytismus und der Herrschsucht; sie duldet keine Götter neben ihr."

1) II, S. 135 f.

Endlich aber sei es mir gestattet, Worte zu zitieren, die ich selbst einst gehört und die mir dauernd nachklingen; sie wurden gesprochen mit der ganzen Wucht der sturmerprobten Verantwortlichkeit[1]): „Aber Eines können wir vom Zentrum lernen, das ist die Disziplin und die Aufopferung aller Neben- und aller Parteizwecke für einen großen Zweck. Wir sehen im Zentrum die heterogensten politischen Elemente vereinigt. In allen Zeiten meiner Erinnerung nach waren reaktionäre Edelleute, Absolutisten, Konservative und Freisinnige bis zu den Sozialdemokraten darunter, und sie alle stimmen wie ein Mann über Dinge, von denen ihr Verstand sagt, das Interesse der Kirche erfordere es. Könnten wir nun nicht, da wir eine nationale Kirche nicht besitzen, eine ähnliche dominierende Ueberzeugung über eine Parteiregierung hinaus bei uns festhalten, daß wir entschlossen sind, für Alles zu stimmen, was unsere nationale Festigkeit und Sicherheit fördert, und gegen Alles, was sie untergräbt und hindert, so daß darüber kein Streit zwischen denjenigen Fraktionen stattfindet, die überhaupt das deutsche Reich fördern und erhalten wollen — das sind durchaus nicht alle — sondern ein Kartell? Wir wollen die Interessen des Vaterlandes zu oberst stellen und jede Frage unter diesen Gesichtspunkt stellen analog der Prüfung des Zentrums aus dem römisch-kirchlichen Gesichtspunkt, für den der größte Widerspruch und die größte Inkonsequenz vom Zentrum verlangt werden kann, wenn die Autorität, die dazu berufen ist, erklärt: die kirchlichen Interessen verlangen es; dann zaudern sie keinen Augenblick: sese subiciunt. Warum sollten wir nicht unsern nationalen Ueberzeugungen mit derselben Energie und ausschließlich Folge leisten und, wie die Mitglieder des Zentrums von Lieber und Hitze bis zum Herrn von Schorlemer hinauf, alles über den nationalen Kamm scheeren? Es ist das von den Selbständigen unter unsern Freunden nicht in demselben vollen Maße zu erwarten, aber man muß sich das immer vorhalten. Vom Feinde soll man lernen, und das Zentrum halte ich nach wie vor für einen Gegner des Reichs, in seiner Tendenz, nicht in allen seinen Mitgliedern. Es gibt ehrliche Deutsche unter ihnen, aber die leitende Tendenz ist eine solche, daß ich es als ein Unglück und eine Gefahr für das Reich erachte, wenn die Regierung [Caprivi] ihre leitenden Ratgeber der Zentrumsrichtung entnimmt und ihre Tendenz hauptsächlich darauf zuspitzt, dem

1) Fürst Bismarck in Jena S. 32.

Zentrum zu gefallen. Es ist das keine dauerhafte Stütze. Ich will in Frieden mit unsern katholischen Mitbürgern leben, aber will mich nicht einer solchen Leitung unterziehen. Ich bin eingeschworen auf eine weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums, und dem hange ich treu an."

Schluß

Es ist in Vorstehendem versucht, mit möglichster Objektivität, nicht im Stil des Panegyrikus, noch weniger freilich in der Laune des Verkleinerers, nicht vergessend der bitteren Stunden, die das Nichtverstehn des Gewaltigen in der Gegenwart oft bereitet hatte, aber auch bemüht, die Enttäuschungen im Zusammenhang der ganzen Persönlichkeit und Geschichte zu verstehen — eine lebendige Anschauung zu vermitteln von der Stellung Bismarcks zu Religion und Kirche. Die subjektive Zuthat, die in der Gruppierung und Beleuchtung der Aeußerungen des Helden liegt, wird gewiß anders orientierten Lesern die Möglichkeit nicht benehmen, aus diesen breit mitgeteilten Selbstzeugnissen ein etwas anders gefärbtes Bild zu gewinnen.

Der Gesamteindruck wird doch wohl übereinstimmend sein: größer als die Genialität des Verstandes, der politischen Berechnung ist die Genialität des reichen Gemüts, des starken Willens. Der Reichtum, die Gewalt des inneren Lebens und des bauenden Strebens, die Charakterstärke dieser sittlichen Persönlichkeit, die in ihren vielseitigen Interessen nie die Einheit des dienenden Willens verlor — das ist das Große und Ueberwältigende dieser Erscheinung. Es hat es ein Anderer unter dem unmittelbaren Eindruck seines Todes also ausgesprochen[1]): „Kein Volksmann, durch und durch ein Mann von adligem Blute, mit lebhaftem Standesbewußtsein, aber kein Junker im kastenhaften Sinn des Ausdrucks; mit großartigem Selbstgefühl, aber ohne Prätensionen; von unbeugsamem Freiheitsgefühl auch seinen »Herren« gegenüber, und doch ein wirklicher Diener derselben, niemals bloßer Beamter, bloßer Minister, und doch seiner Absicht nach nichts anderes als ein Helfer, ein Ratgeber, zuletzt ein Beauftragter seines Königs: es war ihm immer im Herzen gegen-

1) Christliche Welt 1898, Sp. 739.

wärtig, daß alle Ehre dem König oder dem Kaiser gebühre, ihm aber für die Befehle, die er vollstrecke, vor Gott und dem Vaterlande die Verantwortung."

Wir waren gezwungen, seine Stellung zur katholischen Kirche zu kritisieren, darin ein Ablassen von seinen Staatsidealen und ein Unterordnen innerer unter äußerliche Werte zu konstatieren. Wir konnten nicht verhehlen, daß seine Stellung zu der eigenen Kirche, deren protestantisches Wesen und Bildungsleben er so tief erfaßte, an einer großen Bedürfnislosigkeit nach sozialer Religion, nach religiöser Gemeinschaft, an Unterschätzung des Wertes der objektiven Institution, an Gleichgültigkeit gegen die Umsetzung derselben in christlichen Sozialismus litt. Aber was wollen diese Mängel besagen, was all die Wunden, die der Kirchenstreit und die kirchliche Lauheit dem katholischen und evangelischen Kirchenwesen geschlagen, gegenüber dem unermeßlichen Segen, den diese durch und durch religiös gegründete sittliche Persönlichkeit fast mehr noch durch ihr Sein als durch ihr Wirken der Nation gebracht hat? Wir sollten nie aufhören, Gott zu danken für dies auserwählte Rüstzeug, das es stets zu spüren gab und in den entscheidenden Momenten auch offen bekannte: In trinitate robur, in der Demut vor dem Allmächtigen die Wurzel meiner Kraft!

Inhalt

	Seite
Vorwort	3— 6
1. Die religiöse und kirchliche Entwickelung Bismarcks	6— 21
2. Bismarcks Religiosität	21— 60
3. Bismarcks Stellung zur evangelischen Kirche	60— 85
4. Bismarcks Kampf mit der Papstkirche	85—126
Schluß	126—127

Gaylord Bros.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN. 21, 1908

DATE DUE

[redacted]			
GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

DD218 .2.B34
Bismarcks Stellung zu Religion und
Princeton Theological Seminary–Speer Library
1 1012 00000 4020